

Deutsche Lodzer Zeitung

Nr. 53

Donnerstag, den 1. April 1915.

1. Jahrgang.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Petrikauer Straße Nr. 86.

Erscheint täglich. Vierteljährlicher im voraus zahlbarer Bezugspreis für Lodz und nächste Umgebung 4.50 Mark, bei den deutschen Postanstalten 6.— Mark, zuzüglich Bestellgeld, im Postausland 8.— Mark. Anzeigenpreise 1/4, Seite Mark 500.—, 1/2, Seite Mark 300.—, 3/4, Seite Mark 180.—. Eine siebengefaltete Nonpareillezette 50 Pfg. Familien-, Vereins- und kleine Anzeigen nach Vereinbarung. Verlag für Deutschland: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. (Postfachkonto: Berlin Nr. 6870). Alle Zeitungs- und Anzeigenbestellungen sowie Anfragen aus Deutschland sind an vorstehende Adresse zu richten.

Der Angriff auf die Dardanellen.

Die in Frankreich und in England herrschende Grundstimmung war bis vor Kurzem und ist es in vielen Kreisen heute wohl noch, der Feldzug werde mit einem Siege des Dreiverbandes endigen. Diese Ansicht stützte sich auf die Tatsache, daß es dem unbestreitbaren strategischen Gesicht des Generals Joffre gelungen war, den ungeheuren deutschen Siegeszug aufzuhalten. Darum sehen unsere Feinde auch den heutigen, seit langen Monaten während im großen und ganzen unveränderten Stellungskampf als den Vorläufer ihres endlichen Erfolges an. Allerdings beginnt nach den wiederholten vergeblichen Durchbruchversuchen ihnen die Erkenntnis zu dämmern, daß es ein aussichtsloses Beginnen ist, die Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu ihren Günstigen herbeizuführen. Auch die Hoffnung auf die alles zermalmende Fahrt der russischen Dampfwalze ist begraben; seit geraumer Zeit spricht kein Mensch mehr davon. Endlich hat der Ausdauerungskrieg sich als ein Versuch mit untauglichen Mitteln erwiesen. Deutschland leidet unter der Abschliefung, aber dank seiner wunderbaren Organisation, dank der eisernen Disziplin des Volkes bleibt die Störung des überseeischen Verkehrs ohne Einfluß auf die Widerstandskraft des Reiches.

Um die Untätigkeit ihrer Waffen im Westen und die deutsch-österreichischen Erfolge im Osten weit zu machen, haben nun die Mächte des Dreiverbandes sich erschlossen, auf einem vom eigentlichen Kriegsschauplatz abseits liegenden Gebiete eine Aktion zu unternehmen, von der sie sich eine entscheidende Wirkung auch auf jenem versprechen. Nun würde ein selbst erfolgreicher Angriff auf Konstantinopel und die Meerengen weder für die französischen und englischen Truppen auf dem westlichen noch für die russischen auf dem östlichen Kriegsschauplatz eine wesentliche Entlastung und Förderung im Gefolge haben. Höchstens würde der bis jetzt noch kaum begonnene türkische Vormarsch gegen Ägypten in Frage gestellt werden. Darum liegt die Annahme nahe, daß der Zweck des Dardanellenangriffs mehr ein politischer als ein militärischer ist. Lloyd George soll der Vater des Gedankens sein, nur widerstrebend sollen seine englischen und französischen Kollegen darauf eingegangen sein. Aber der britische Finanzminister warf ein Argument in die Waagschale, das für England in diesem Kriege das entscheidende zu sein scheint, nämlich das geschäftliche. Er erwartet eine Abkürzung des Krieges vom Falle Konstantinopels und damit eine Verminderung der Aufkosten. Das tut derselbe Staatsmann, der den Mund nicht voll genug nehmen konnte, als er das Wort von den silbernen Kugeln und von der endlichen Entscheidung durch das Aufgebot der letzten 100 Millionen Pfund prägte.

Eine fernere Wirkung versprechen die Verbündeten sich von dem modernen Argonautenzuge. Der deutschen Diplomatie ist es bisher gelungen, die Neutralen in ihrer selbstgewählten Haltung zu bekräftigen. Trotz der gewaltigsten Anstrengungen hat der Dreiverband es nicht vermocht, selbst diejenigen Staaten, die er als sichere Gefolgsleute betrachtete, wie Portugal und Griechenland, zu einer Kriegsbeteiligung zu veranlassen. Der Angriff auf die Meerengen sollte nun die Schwankenden zwingen, endlich Farbe zu bekennen. Man kann aber nicht behaupten, daß diese Aktion sonderlich geschickt eingeleitet worden wäre. Esatonows plumpe Enthüllung der russischen Pläne auf den Besitz von Byzanz verdarb von vornherein das Konzept. Engländerseits hat man sich bemüht, diese Ungeschicklichkeit nach Möglichkeit wieder gut zu machen, indem man von einer Internationalisierung der türkischen Hauptstadt und ihrer Zugänge sprach. Aber die Wirkung des unvorsichtigen Wortes, das dem russischen Minister entglitt, war, konnte nicht mehr gebannt werden, sie machte sich in Rumänien wie in Griechenland geltend, wo die Begeisterung für den Dreiverband, der sich als Zerstörer nationaler Hoffnungen erwies, einen starken Stoß erhielt.

Der Dardanellen-Angriff bezweckt schließlich, die etwas unsicher gewordene Stimmung in Rußland neu zu festigen. Seitdem die ganze Wucht

des deutschen Vorstoßes sich gegen Osten gewandt hat, trägt Rußland die Hauptlast der Kriegsoffer, und nicht einmal in finanzieller Beziehung lassen die reicheren Verbündeten ihm die Unterstützung zuteil werden, auf die man in Petersburg rechnete. Statt der Milliarden verspricht man die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches der gesamten orthodoxen Christenheit, die Erhebung des Halbmondes auf der Hagia Sofia durch das Kreuz. Aber ein Danaergeschenk ist's, falls nach englischem Rezept Byzanz und die Meerengen Gemeingut werden sollten. Nur die militärische und politische Alleinherrschaft Rußlands sichert den Charakter des Schwarzen Meeres als russischen Kriegshafen. Führt erst die britische Flotte nach Belieben aus und ein, errichtet England erst im Pontus eine Flottenstation, dann wird man sich in Petersburg nach dem jetzigen Zustand zurückziehen, der wenigstens die Sicherheit im eigenen Hause gewährleistet.

Kein Wunder daher, daß die russische Presse sich über die völlige Verkenntung der Lebensinteressen des Zarenreiches durch die Verbündeten beschwert, daß man in Petersburg sich gegen die Verwendung griechischer Truppen zur Eroberung Konstantinopels selber mit allen Kräften sträubt.

So stellt der ganze Angriff gegen die Dardanellen sich als ein Unternehmen dar, das seine politische Wirkung auf die Neutralen verfehlt, das dank der Wachsamkeit und Tapferkeit der türkischen Truppen wenig Aussicht auf militärischen Erfolg bietet, das aber selbst im unwahrscheinlichen Falle des Gelingens den Keim schwerer Unstimmigkeiten zwischen den Verbündeten birgt. Lloyd George hat sich demnach auch mit diesem Plane wie schon mit so vielen anderen ver-rechnet.

Die Ukraine und der Krieg.

Von Dr. Eugen Zewich,
Mitglied des österreichischen Reichsrates.

Erst durch den jetzigen Krieg wurde die öffentliche Meinung Deutschlands darauf aufmerksam, daß Rußland kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat ist, wo das herrschende Volk, die Großrussen (Moskowiter), nicht einmal die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen. Dies ist aber für die Entwicklung der politischen Verhältnisse im europäischen Osten, vielleicht schon für den Ausgang des jetzigen Krieges, von besonderer Bedeutung, denn von der Lösung der Nationalitätenfrage des Zarenreiches hängt es zunächst ab, welche Machtstellung das jetzt fast ganz Europa bedrohende Großrussentum in der Zukunft einnehmen wird. Die wichtigste Frage, von der allein vielleicht die Zukunft Rußlands in Europa abhängt, ist aber die ukrainische Frage. Es möge mir daher gestattet sein, hier das Wesentlichste über das ukrainische Volk, dessen Vergangenheit und Bestrebungen mitzuteilen, um die öffentliche Meinung des Deutschen Reiches über diese Frage aufzuklären.

Die Ukrainer bilden ein Volk von über 34 Millionen, das sich von den Großrussen nicht nur durch seine Sprache und anthropologische Besonderheit unterscheidet, sondern auch seine eigene Geschichte und Tradition, seine eigene nationale Kultur hat. Während die Großrussen aus einer Mischung slawischer Elemente mit Finnen entstanden sind, bilden die Ukrainer einen rein slawischen Typus, was sogar von den großrussischen Anthropologen (Zwanowstij) zugestanden wird. Auch die Selbstständigkeit der ukrainischen Sprache hat niemand anders als die Kaiserliche russische Akademie der Wissenschaften in Petersburg in einem auf Anfrage der Regierung abgegebenen Gutachten im Jahre 1905 anerkannt; der für das Gutachten eingeleitete Ausschuss hat auch zugegeben, daß die Unterschiede zwischen der großrussischen und ukrainischen Sprache schon im 11. Jahrhundert bestanden haben. Nur um die öffentliche Meinung in Europa zu täuschen und das ukrainische

Volk als selbständige Nation zu unterdrücken, hat die russische Regierung mehrmals die ukrainische Sprache als ein „Idiom“ der großrussischen hingestellt und das Land selbst in „Kleinrußland“ umgetauft.

Das ukrainische Volk bewohnt ein riesiges Gebiet von etwa 680 000 Quadratkilometer — vom San in Galizien bis zum Don im Osten, und vom Prypet bis zu den Karpathen und zum Schwarzen Meer im Süden —, das in Rußland folgende Gouvernements umfaßt: Wolhynien, Podolien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Charlow, Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien. Ueberdies gehören zum geschlossenen ethnographischen Gebiet der russischen Ukraine der überwiegende Teil des Gouvernements Cholm, die südlichen Bezirke des Gouvernements Kurland und Woronesch und das Kubangebiet. Die Gesamtzahl der ukrainischen geschlossenen Bevölkerung (ohne Enclaven) in Rußland wird auf Grund der amtlichen russischen Nationalitätenstatistik von 1897 mit Zurechnung des natürlichen Zuwachses auf mindestens 30 Millionen geschätzt. Dabei weist die ukrainische Bevölkerung auf dem erwähnten Gebiete durchschnittlich den hohen Prozentsatz von 72 auf, während die aus verschiedenen nationalen Elementen (hauptsächlich Juden) zusammengesetzten Minoritäten so unbedeutend sind, daß sie in politischer Hinsicht kaum in Betracht kommen. So bilden die Großrussen auf dem ukrainischen Territorium hauptsächlich die ganz dünne Schicht der Beamenschaft (Tschinowniki); von anderen Nationalitäten waren 1897 etwa 2 Millionen (1.9) Juden, 453 000 Deutsche und 353 000 Polen.

Im Mittelalter bildeten die Ukrainer seit dem 9. Jahrhundert einen aus mehreren Fürstentümern zusammengefügten Staat, der Jahrhunderte lang im Osten Europas eine hervorragende Rolle spielte. Hieß doch sogar das Schwarze Meer mare Ruthenum, offenbar deshalb, weil es von den Ukrainern (Ruthenen) vollkommen beherrscht wurde. An der Spitze der Fürstentümer stand das am Dnjepr gelegene Großfürstentum Kiew, an dessen Stelle später das weiter im Westen, am Dnjestrflusse gelegene Fürstentum Halitsch (im jetzigen Galizien) getreten ist. Erst viel später, vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, verloren infolge wiederholter Einfälle wilder asiatischer Horden und schrecklicher Verheerungen, denen das ukrainische Land zum Opfer fiel, die ukrainischen Fürstentümer ihre staatliche Unabhängigkeit zugunsten der Polen. Von diesen schwer bedrückt und von wilden Horden bedroht und geplündert, vereinigten sich schließlich die Ukrainer nach langjährigen Kämpfen gegen Polen und Türken im Perejaslawer Vertrage (1654) mit Moskau, auf Grund einer Personalunion, die der Ukraine ihre volle Unabhängigkeit verbürgte, die jedoch bald von den Moskowitern mit Füßen getreten wurde. Die autonomen Rechte der Ukraine wurden schon von Peter dem Großen und Katharina II. aufgehoben, die Schulen aufgelöst, die ukrainische Sprache aus dem öffentlichen Leben verdrängt, sogar die ukrainische Literatursprache mit kaiserlichen Verordnungen vom Jahr 1720 und 1876 — ein Unikum in der ganzen Weltgeschichte! — mit Verbot belegt!! Das Verbot wurde

(Fortsetzung 2. Seite.)

Letzte Nachrichten.

Die deutschen Tagesberichte.

Großes Hauptquartier, 31. März 1915 (Amtlich.)

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Das russische Grenzgebiet nördlich der Memel ist geäubert. Der bei Tauruggen geschlagene Feind ist in Richtung Skawdwillie zurückgegangen.

Die in den letzten Tagen nördlich des Augustower Waldes erneut gegen unsere Stellungen vorgegangenen russischen Kräfte sind durch unseren kurzen Vorstoß wieder in das Wald- und Seengelände auf Sejny zurückgeworfen. Die Zahl der russischen Gefangenen aus diesen Kämpfen bei Krasnopol und nordöstlich ist um 500 gestiegen.

Bei Klimki an der Skwa wurden weitere 220 Russen gefangen genommen.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von Pont à Mousson griffen die Franzosen bei und östlich von Regnieville sowie im Priesterwalde an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen; nur an einer Stelle westlich des Priesterwaldes wird noch gekämpft.

Feindliche Flieger bewarfen die belgischen Orte Brügge, Ghislées und Courtrai mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Courtrai wurde durch eine Bombe in der Nähe eines Lazarett ein Belgier getötet, einer verletzt.

Oberste Heeresleitung.

Der Wiener Bericht.

Wien, 31. März. Amtlich wird verlautbart 31. März mittags:

An der Front in den Ost-Besiden ist der Tag ruhiger verlaufen. In den östlich anschließenden Abschnitten dauern die Kämpfe fort.

Auf den Höhen nördlich Cigna und nordöstlich Kalnica wurden abermals mehrere russische Sturmangriffe, die der Feind noch nachts wiederholte, abgeschlagen.

Auch nördlich des Aszoker Passes scheiterten Nachtangriffe des Feindes unter schweren Verlusten. Weitere 1900 Mann Gefangene wurden eingebracht.

An allen übrigen Fronten hat sich nichts Wesentliches ereignet. Es fanden nur Artilleriekämpfe statt.

Seit dem 1. März wurden in Summa 183 Offiziere, 39942 Mann des Feindes gefangen und 68 Maschinengewehre erobert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes
von Hofer, Feldmarschalleutnant.

(Siehe auch: Letzte Telegramme auf Seite 5).

erst 1905 dank den Folgen der russischen Revolution aufgehoben.
Von Polen und Moskau unterdrückt, versuchten die Ukrainer im 16. und 17. Jahrhundert mehrmals, das Joch zu brechen und organisierten mehrere Aufstände, an deren Spitze die ukrainische Kosaken-Organisation stand.*) Allein im 17. und 18. Jahrhundert wütete auf ukrainischem Boden der weltgeschichtliche Kampf der Polen, Moskowiter und Türken um die Gebiete am Schwarzen Meer, und das durch dieses Ringen nach allen Seiten erschöpfte ukrainische Volk konnte so vielen Gegnern trotz mancher glänzender Siege auf die Dauer nicht standhalten. Doch gelang es den ukrainischen Kosakenführern jener Zeit, Schmelnyzkyj und Doroschenko, zwei Mal die staatliche Unabhängigkeit der Ukraine auf einige Jahre wiederzuerlangen, und der dritte Versuch Mazepas mißlang nur wegen der Unvorsichtigkeit des verbündeten Schwedenkönigs Karl XII., der seine Truppen in Rußland überwintern ließ und mit geschwächten Kräften bei Poltawa (1709) geschlagen wurde.

Mit der Teilung Polens fiel die Ukraine endgültig unter das Joch Rußlands, mit Ausnahme der einstigen Fürstentümer Wolhynien und Galizien, die als „Galizien“ auf Grund der Rechte der ungarischen Krone von Maria Theresia dem österreichischen Kaiserstaate einverleibt wurden. Damit war das Schicksal der Ukraine auf längere Zeit festgelegt.

In ihrer geschichtlichen Vergangenheit suchte die Ukraine stets Anlehnung an die westliche Kultur und die westeuropäischen Mächte. Schon zur Zeit der Babenberger bestanden Handelsbeziehungen zwischen Ukrainern und Deutschen. Im 16. und 17. Jahrhundert organisierten die Ukrainer unter dem Einflusse des europäischen Westens ihre höheren Bildungsanstalten in Ödrow, Minsk, Brest, Lemberg u. a., sogar eine Hochschule nach der Art der Universitäten, die Wohljansche Akademie, in Kiew, die erst von der russischen Regierung aufgelöst wurden. Im 19. Jahrhundert erwachte auch die Ukraine zu neuem nationalen Leben und schuf trotz aller Hindernisse eine eigenartige moderne Literatur, die sich denen anderer slawischer Völker würdig anschließt. Der Name des größten ukrainischen Dichters des 19. Jahrhunderts, Taras Schewtschenko, ist auch in West-Europa wohl bekannt. Vor dem Ausbruch des Krieges hatten die Ukrainer bereits 20 eigene Mittelschulen in Galizien, mehrere Lehranstalten an der für sie lehrerzeit gegründeten Universität Lemberg, eine wissenschaftliche Gesellschaft und ein Nationalmuseum und zahllose kulturelle und wirtschaftliche Organisationen. Auch das politische Leben pulsiert sehr stark im ukrainischen Volke — in Oesterreich wie in Rußland, und gipfelt in der Bestrebung nach der Wiedererlangung der einstigen staatlichen Unabhängigkeit.

In Rußland hat insbesondere in den letzten Jahren die ukrainische Bewegung stark zugenommen. Die Ukrainer organisierten schon 1902 eine mächtige Bauernbewegung, die mit Militärgewalt unterdrückt werden mußte. In die erste Duma wandte das ukrainische Volk 52 Abgeordnete, die einen „Ukrainischen Klub“ bildeten und das Programm der Autonomie der Ukraine aufstellten. Erst das Staatsstreichverbot Stolypins, das die ukrainischen Bauern und Arbeiter ihres Einflusses beraubte, verdrängte die ukrainische nationale Vertretung aus der dritten und vierten Duma. Doch bildete auch nach dieser Ver-

*) Diese von Katharina II. aufgelöste Organisation ist mit der jetzigen russischen Nachbildung nicht zu verwechseln.



Die Karte umfaßt das ethnographisch einheitliche ukrainische Gebiet. Die Prozentfäße der ukrainischen Bevölkerung sind in Zahlen angegeben.

drängung aus dem russischen Vertretungskörper die ukrainische Frage den Gegenstand einer großen parlamentarischen Debatte, in der folgenden bezeichnenden Worte Miljukows fielen: „In alle Lebensformen dringt das ukrainische Element ein. Das russische Volk, die russische Schule, die russischen Behörden erzeugen nur nationale Reaktionen und feiern das nationale Empfinden der Ukrainer an. Dabei ist die ukrainische Bewegung tief demokratisch, sie wird jogaufen vom Volke selbst geführt; eben darum ist es unmöglich, sie niederzuhalten, aber leicht möglich, sie in Flammen zu setzen und gegen uns (Großrussen) zu kehren“ ...

Die russischen Ukrainer haben in wenigen Jahren 20 ukrainische Zeitschriften und eine Tageszeitung, „Rada“ gegründet, die ukrainische Bauernschaft in über 6000 landwirtschaftlichen Genossenschaften organisiert, fast die gesamte Lehrerschaft zum Kampfe für die nationale ukrainische Schule vereinigt und eine stattliche Zahl von Volksleshallen und Aufklärungsvereinen trotz aller Hindernisse ins Leben gerufen. Der Strom der nationalen Bewegung wuchs so stark an, daß in den letzten Jahren der ganz ethnographisch ukrainische Adel — somit der Stand der überall bei analogen Verhältnissen von der „offiziellen Nationalität“ nur schwer zu trennen ist — allmählich in seinen jenen Vertretern zum ukrainischen Volkstum zurückkehrte.

Die Bedeutung der Ukraine liegt in ihrer wirtschaftlichen und politischen Lage. Die Ukraine bildet die wahre Kornkammer Rußlands; denn es wird nahezu ein Drittel aller Agrarprodukte Rußlands auf dem besonders fruchtbaren Schwarzzerdeboden der Ukraine erzeugt. Nicht minder wichtig ist ihr Reichtum an Mineralien. Auf dem Gebiete der „linkseitigen Ukraine“ (links vom Dnjepr bis zum Don) liegen die bedeutendsten russischen Kohlen- und Naphthagruben, sowie die reichsten Eisenerze.

Ihre internationale Bedeutung verbannt die Ukraine hauptsächlich ihrer geographischen Lage am Schwarzen Meer. Erst durch die Erwerbung des ukrainischen Gebietes wurde das moskowitische Reich zwangs III. zur europäischen Großmacht, die ihren politischen Einfluß bis zum Balkan ausdehnen konnte. Das weiß das offizielle Rußland sehr wohl, und darum sucht es diesen Teil des Reiches ganz zu russifizieren und die ukrainische nationale Bewegung auf

immer lahmzulegen. Denn nach der Ansicht russischer Nationalisten vom Schlage eines Bobrinski oder Jurischewitsch kann die Ukraine nur auf diese Weise für Rußland auf die Dauer gefestigt werden.

Wegen ihrer besonderen internationalen Lage bildete die Ukraine auch in der neuesten Zeit, somit schon nach ihrer vollständigen Niederwerfung, den Gegenstand diplomatischer Erwägungen und Bestrebungen. Es muß dabei mit Nachdruck betont werden, daß deutsche Staatsmänner die politische Bedeutung der Ukraine für den europäischen Osten mit klarem Blick erkannten.

Das erste Mal wurde in Berlin die ukrainische Frage in ernste Erwägung gezogen nach der geheimen Verständigung zwischen Rußland und Polen am 2. September 1778, die jede

Gebietsverweiterung Preußens nach Osten hin aufhalten sollte. Der Krieg gegen Rußland schwebte damals in der Luft. Diese Sachlage benutzte ein Teil der ukrainischen Intelligenz, um Schutz für die Ukraine im Auslande, in erster Linie in Berlin, zu suchen. Mit Einwilligung Friedrich Wilhelms II. wurde der ukrainische Abgeordnete Graf W. Kapnist vom Minister Herzberg empfangen, und es wurde ihm bedeutet, sich „in geeigneten Momenten“ wieder um Hilfe zu bewerben. Unter dem „geeigneten Momenten“ war offenbar der Krieg gegen Rußland gemeint, der jedoch ausblieb.

Der zweite Versuch, die ukrainische Frage ernsthaft zu erwägen, fällt in das Jahr 1853, in die Zeit des Konfliktes zwischen Rußland und der Türkei. Dem Vormarsche Rußlands nach Konstantinopel sollte u. a. durch die Wiederherstellung des ukrainischen Staates der Riegel vorgeschoben werden. Dieser Gedanke wurde insbesondere durch eine Partei hoher preussischer Staatsmänner vertreten, die sich um das „Preussische Wochenblatt“ gruppierte; dieser Partei gehörten u. a. der preussische Gesandte in London, Freih. Karl Christian Bunsen, der Vortragende Rat im Auswärtigen Amt Graf Bourtales und die Mitglieder der Ersten Kammer Moritz August v. Bethmann Hollweg und Graf Fürstberg-Stammhausen an. Aber auch damals siegte die „Idee der Neutralität“.

Schließlich wurde die ukrainische Frage — zum dritten Male im Laufe eines Jahrhunderts — 1888 aufgerollt, während der kriegsdrohenden Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland. In einem in der „Gegenwart“ (1887, XII und 1888, I) erschienenen und bemerkten Artikel Hartmanns wurde der Gedanke der Wiederherstellung des ukrainischen „Königreichs Kiew“ bekräftigt, nur für den Fall aber, daß Rußland sich ferner in die kontinentalen europäischen Verhältnisse einmische und die Stellung der Zentralmächte bedrohen sollte. Allgemein wurde angenommen, daß der Hartmannsche Artikel von Bismarck selbst inspiriert wurde.

Nach der langen Periode der deutschen Neutralitätspolitik gegenüber Rußland ist endlich ein gewaltiger und aussichtsreicher Krieg gegen Rußland da; es ist nach allem Vorhergesagten wohl anzunehmen, daß in einem solchen Augenblick auch die ukrainische Frage nicht außer Acht gelassen werde.

Der Krieg.

Der neueste Unterseebootserfolg.
London, 31. März. Das Reutersche Bureau meldet aus Glasgow, daß der Dampfer „Crown of Castile“ auf der Höhe der Scilly-Inseln torpediert worden ist.

Ein deutsches Flugzeug bombardiert Nancy.

Nancy, 31. März. Der „Nouveliste“ meldet: Ein deutsches Flugzeug konnte sich infolge Nebels unbemerkt in Nancy nähern. Es warf drei Bomben ab, von denen die beiden ersten keinen Schaden anrichteten, während die dritte die oberen Stockwerke eines Hauses beschädigte. Verletzt wurde niemand.

Przemysl.
Przemysl darf unter seinen neuen Herren seinen altpolnischen Namen Przemyslaw nicht mehr behalten, sondern heißt nun Perm y s. Man erwartet baldigst den Besuch des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in der Stadt. Es heißt, daß die Besatzungsarmee bis auf weiteres in der Festung zurückgehalten wird. Die Offiziere wurden als Gefangene nach Lemberg geschickt. In

Przemysl wurde ein russisches Feldlazarett eingerichtet.

Russische Barbarei an den Rumänen in der Bukowina.

Wien, 31. März. Aus dem Kriegspressequartier wird eine lange Reihe schändlicher Gewaltakte gemeldet, die die Russen an der rumänischen Bevölkerung in der Bukowina verübten. So wurde eine Gutsbesitzerin aus einem angeesehenen rumänischen Adelsgeschlecht mißhandelt, vergewaltigt und ihrer Wertschätzung beraubt, ein Gutsbesitzer schwer mißhandelt, ein anderer ohne Grund niedergeschossen. Die Tochter eines notablen rumänischen Bürgers wurde in Gegenwart ihrer Mutter durch fünf russische Soldaten genötigt. Auch andere Frauen wurden vergewaltigt, viele Personen mißhandelt und beraubt. Alle diese Grausamkeiten geschahen unter den Augen von russischen Offizieren, die die Soldaten ruhig gewähren ließen.

Falsche Gerüchte.
Wie die schweizer Blätter aus Mailand erfahren, entbehren die Gerüchte von einer unmittelbaren bevorstehenden Mobilisation jeder Begründung.

Feuilleton.

Am Goldenen Horn.

Von

Dr. R. S. Griffenfeldt (Konstantinopel).

Im freundlichen San Stephano bei Konstantinopel, unter dem pastellblauen Himmel am Marmaragebäude, wird unser Hilfskorps vom Roten Kreuz das größte Feld für seine segensreiche Tätigkeit finden.

Die Straßen sind bereits so stark mit Desinfektionspulver bestreut, wie man Rinsbünger auf unseren Feldern sät, und Baracke erhebt sich für künftige Zwecke neben Baracke. Die hübschen Villen sind geschlossen, die Gesellschaft zur Errichtung eines Kasinos hat ihre Arbeiten eingestellt. Der Jagdklub, dessen Mitglieder aber keine Jagden besitzen, hat zugemacht, und im europäischen Biergarten spielt der Wind mit dürem Laub.

Sonst tanzte man in San Stephano, rauchte oder spielte und vergnügte sich, wie das Heer vom vierten Kreuzzuge unter dem Dogen Enrico Dandolo dort schon getan. Auch die Russen wußten 1878 die Vorzüge des Ortes zu schätzen, sollen dabei aber wie die Wilden gehaunt haben.

Jetzt ist die Stadt den durchziehenden Truppen überlassen. Patrouillen gehen auf und ab, und Marode ziehen Hand in Hand betäubt in ihre Quartiere. Einer durchsucht noch schnell ein paar Reichtümer von Feinden und Feindern,

die abziehende Truppen zurückgelassen haben, und findet dabei einen alten Geldbeutel, den er mit bedächtiger Würde aufnotet. Ein Kranker kommt schwankend aus dem Schulhaufe, gespannt irren seine Blicke umher. Dann hockt er an einem Baumstamme nieder, faßt die Hände über seinen Knien zusammen, und langsam sinkt ihm das Haupt auf die Brust hinab!

Ein Regiment in grau-grünen Uniformen zieht ohne Sang und Klang vorüber. Ein anderes in Blau mit Rot aus Abdul Hamids Zeit folgt, und seine Kapelle spielt „Deutschland, Deutschland über alles“.

Dort, wo sich das Goldene Horn nordwärts krümmt, liegt die Vorstadt „Ghub-Sultan“ mit wallenden Zypressen auf weiten herrschenden Höhen!

Eine Moschee und ein Grabmal halten das Andenken an den Standardenträger des Propheten wach, der 668 dort fiel, in dem Mohammed II. 800 Jahre später das Grab und die Moschee erbaute, in der seither alle Sultane mit dem Schwerte Damsans umgürtet wurden.

Das Grabmal ist aus grünen und blauen Ziegeln errichtet, wozu noch das Grün der patinierten Zierkeramik kommt, aus deren Scheiben es wie Augen eines Riesentieres über Rosengebüsch und verwirrende Grabmäler hinblinzelt.

Zwischen Grab und Moschee steht aber die mächtige Platane, die Mohammed II. vor 500 Jahren pflanzte, und bei einem träge plätschenden Brunnen gurren Tauben und warten, wie die von St. Marko, auf Futter. Darum gruppiert sich dann ein bilderreicher Stadteil, und man glaubt den Geist ferner Zeiten zu spüren, wie bei den Minggräbern oder im

Ujenopark! Denn hier liegen alte Moscheen und Klöster, Brunnen und Grabmäler hoher Würdenträger. Die Bürgerhäuser dazwischen haben etwas Patrizierhaft-Ernfes an sich und zeugen von der schwermütigen Würde, die der Türkei selbst in das hineinlegt, was ihn umgibt.

Auch hier wurden Baracken gebaut.

Sonderbare Prozessionen treffen in der Krönungsstadt Ghub-Sultan ein. Denn wenn die Waffenfähigen in den Krieg ziehen, werfen arme Familien oder kleine Gemeinden ihr bißchen Hausrat auf hölzerne Karren, die von Wasserbüßeln oder kleinen grauen Kindern gezogen, singend und knurrend nach reichen Städten gelenkt werden, wo die Bedürftigen Moscheen oder Barackenlager beziehen und auf öffentliche Kosten ernährt werden.

Zehntausende solcher Bedürftigen mußten diesmal schon nach Kleinasien abgewiesen werden.

Die Moschee Sal Mahmud in Ghub wird zum Ziele vieler in solchen Zeiten. In ihrem Vorhof werden die Dschen eingestellt. Man hebt einen Vorhang und findet etwa zehn Familien im Vestibule um schmollende Praxipannen sitzen. Ein anderer Vorhang wird aufgehoben: Schwere Wollen heißer, rauchgefättigter Luft von süßlichem Zypressenholz schlagen heraus, und kein Apfel könnte zur Erde fallen. Auch hier hocken sie familienweise zusammen und haben sich mit Wällen von Kisten und Gerümpel umgeben. Die Teppiche der Moschee stehen dabei aber fein sauberlich aufgerollt in den Ecken. Und das Ganze macht zwar einen stark abgenutzten, faden-scheinigen Eindruck, aber es herrscht Reinlichkeit, oft sogar die peinlichste Sauberkeit. Daß einzelne Kinder Boden haben, wird dabei nicht mehr be-

achtet, wie bei uns Schnupfenfieber oder eine leichte Influenza.

Auf einer Pfanne schmoren Kuchen, aus denen Stroh und Spreu hervorflach. Eine etwas schwer verdauliche Speise, gegen die unser K-Brot als kultureller Genuß bezeichnet werden darf. Aber nirgends hört man Klagen.

Eine Witwe mit schönen Gesichtszügen, schon vom Schicksal der Ueberfülle aller Türkinen ereilt, wußte nicht mehr, wie ihr Mann hieß: „Er ist ja schon lange tot!“ — Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren sprach von ihren drei Kindern. Zwei hatte sie im Arm.

„Wo ist denn das dritte?“

„Hier!“ Dabei tippte sie sich an die Stirn.

Schon vor dem Kriege von 1912 gab es eine Gesellschaft für freiwillige Krankenpflege in der Türkei, der „Rote Halbmond“. 1912 mußten die fremden Ärzte und Helferinnen jedoch noch das türkische Abzeichen an der Kopfbedeckung und auf der Armbinde tragen, und die ganze Lazarettwäsche mußte mit dem roten Halbmond gezeichnet sein.

Erst mit dem Abschiedsdiner beim Präfecten von Konstantinopel für die ausländischen Ärzte und Pfleger begann der Umschwung einzutreten. Das war wohl das erste Mal, daß Kreuz und Halbmond in der Dekoration einer türkischen Festhalle miteinander abwechselten.

Heute beteiligen sich sogar schon unverschleierte Türkinen an der Krankenpflege. Aber die europäischen Lehrerinnen müssen in den Nächsten immer wieder mahnen: „Mehr Stiche und weniger Zigaretten!“

Das Infanterien der alten Lazarette hat zwar große Mühe gekostet, andererseits wird

Die plötzliche Rückreise des Generals Pau.

Die schon gemeldete Abreise des Generals Pau aus Russland kam plötzlich und für viele russische Kreise im höchsten Grade überraschend. Vor der Abreise haben lange, ansehnliche sehr erregte Konferenzen im russischen Hauptquartier stattgefunden, an denen Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, General Russki, eine größere Anzahl russischer Stabs-offiziere, Vertreter des russischen Kriegsministeriums, ein Sondervertreter des Zaren, der französische General und der diplomatische Vertreter Frankreichs am Petersburger Hofe teilnahmen. Ueber das Ergebnis dieser Verhandlungen ließ sich erklärlicherweise nichts erfahren. Aus einem Gespräch, das General Pau mit dem französischen Gesandten hatte, geht indes hervor, daß der Großfürst eingehend die augenblickliche Lage der russischen Armeen darlegte und die Hoffnung ausdrückte, daß die Deutschen in der nächsten, stark besetzten Linie festgehalten werden und dort langsam verbluten würden. Altem Anschein nach war General Pau anderer Ansicht, so daß tiefgehende Meinungsverschiedenheiten in dieser Konferenz entstanden sind. Daraufhin reiste General Pau dann ganz plötzlich über Rumänien nach Frankreich zurück.

Die Verluste der Verbündeten vor den Dardanellen.

Ueber die Verluste der vereinigten Flotte in den Kämpfen am 18. März laufen noch Nachrichten aus Tenedos und Mytilene ein. Danach haben die Verbündeten an dem genannten Tage an Toten 2000 Mann verloren. Von dem untergegangenen „Inflexible“ ist der weitaus größte Teil der Besatzung ertrunken. Der Kommandant wurde durch ein Geschöß getötet. Auf dem „Albion“, der ebenso beschädigt wurde, waren sechzig Tote. „Suffren“ wurde im Maschinenraum getroffen, wodurch seine Geschwindigkeit sehr vermindert ist.

Dem „Secolo“ zufolge trafen gestern die französischen Dreadnoughts „Bretagne“ und „Provence“ in Neapel ein, welche den „Gaulois“ und den „Bouvet“ bei den Dardanellen ersetzen sollen.

Eine Landung in Syrien beabsichtigt.

In einer Depesche aus Kairo wird erwähnt, daß die Engländer und Franzosen angesichts der großen Schwierigkeiten des Dardanellen-unternehmens beabsichtigen, eine Landung in Syrien auszuführen.

Kritische Lage in Portugal.

Der „Gonner“, „Républicain“ erhält Meldungen aus Madrid, wonach sich die Lage in Portugal sehr zuspize und eine offene Revolution, zu der allenthalben geheime Gesellschaften aufzuziehen, unvermeidlich zu werden scheint. Unter den Carbonari befinden sich viele Militärpersonen. Im Lande selbst gestalten sich obendrein die Lage durch die Teuerung traurig. Dazu kommt, daß die Ackerbauern infolge der hohen Steuern das Land brachliegen lassen. Der Prozeß gegen den Präsidenten der Republik wegen gewaltsamer Eingriffe in die Rechte der Kammer hat begonnen.

Revolutionäre Umtriebe und Bombenfund in Oporto.

Oporto, 31. März. In Oporto sind mehrere Unteroffiziere wegen revolutionärer Umtriebe verhaftet worden. Neun mit Nitroglyzerin gefüllte Bomben sind auf dem Bahnhof „Caja de Porto“ gefunden worden.

Bereitschaft in Spanien.

„Journal“ meldet: Blätterberichten aus San Sebastian zufolge ist das spanische Kriegsministerium mit der Reorganisation des Heeres beschäftigt, damit Spanien für alle Eventualitäten vorbereitet sei. Die Reorganisation betreffe mehrere Divisionen. Die not-

wendigen Gelder würden aus den gewöhnlichen Einnahmen des Staatshaushaltes geschöpft werden.

Die Lage in Ägypten.

„Morning Post“ meldet aus Kairo: In einem Interview sagte Lord Edward Cecil, der Finanzminister der ägyptischen Regierung, das Budget sei befriedigend. Ägypten könne froh sein, daß die Lage nicht schlechter sei. Es werde trotz äußerster Sparsamkeit wahrscheinlich notwendig sein, neue Steuern einzuführen.

Aus aller Welt.

Ein preussisches Dragonerstückchen.

Ueber ein feines Reiterstückchen preussischer Dragoner auf dem russischen Kriegsschauplatz erzählt die „Kölnische Zeitung“ von einem Kriegsteilnehmer die folgende interessante Schilderung:

Es war am 13. Februar. Dem Führer eines kleinen Detachements, dem auch die Dragoner als Vorhutkavallerie unterstellt waren, und das den Auftrag hatte, den Feind zu belästigen und aufzuhalten, wo es ihn antraf, war durch eine geschickt gerittene Patrouille bekannt geworden, daß der Feind hauptsächlich zwei große, etwa 7 Kilometer auseinanderliegende Straßen zum Abzug benutzte. Die erste dieser Straßen im beschleunigten March zu erreichen, war das Ziel unserer Dragoner. Gleich nach der Ankunft wurde der marschierende Feind unter Feuer genommen, in diesem Feuer aufgehalten und dadurch die Straße so lange gesperrt, bis das nachrückende Detachement herangekommen war. Während dieses hier noch mit dem Feind beschäftigt blieb, überschritten die beiden Dragonerschwadronen die Straße selbst und rückten dann ohne rückwärtige Verbindung selbstständig wieder so schnell wie möglich bis zur zweiten Abzugsstraße vor. Unterwegs machte die schnell gerittene Patrouille des Leutnants von P. durch eine Attacke allein etwa 200 Gefangene. In der Nähe des Städtchens S. bemerkte jetzt die Spitze unserer Dragonerabteilung auf der jenseits erwähnten Straße eine große Kolonne unter Bedeckung einer Abteilung Kosaken, die ihrerseits unsere Spitze beim Herannahen unter Feuer nahm. Dessenungeachtet rückten wir schnell vorwärts bis zu einem kleinen, etwa 800 Meter von der Straße entfernt liegenden Hügel. Hier wurde zum Gefecht zu Fuß abgefallen und das Herannahen der Kolonne, die zwischen dem Eingang des Städtchens und einer mehrere hundert Meter entfernt liegenden Bodenerhebung sichtbar werden mußte, abgewartet.

Der nunmehr erfolgende Feuerüberfall gelang glänzend. Die ersten Wagen ergriffen die Flucht, die ganze Kolonne, die hinter der Bodenerhebung unsern Feuer noch nicht ausgefetzt war, geriet ins Stocken und hielt an. Dieser Augenblick wurde von uns ausgenutzt. „An die Pferde! Aufgefallen!“ erscholl das Kommando, und im gestreuten Galopp ging es bis zum rückwärtigen Ausgang des Ortes, so daß die Rückzugsstraße gesperrt war. Ein Werk von wenigen Minuten. Jetzt konnte der Feind nicht mehr entweichen. In Karriere, vorn über gebeugt und die Lanzen gefaßt, ging es durch die nassen und schmutzigen Gassen des Ortes, die widerhallten von dem brausenden Hurra und dem dröhnenden Pferdegestampfe. Mit welchen Gefühlen mögen wohl die erschreckten Einwohner des Ortes diese wilde Jagd vorüberbrausen gesehen haben. Zunächst ging es nun den Kosaken nach, die an dem jenseitigen Dorfausgang verschwunden waren. Zu deren weiterer Verfolgung wurde eine Schwadron bestimmt, während die andere Schwadron febr machte, um die feindliche Bagage zu nehmen. Der Führer derselben, ein russischer Rittmeister,

hatte inzwischen die Begleitmannschaften gesammelt. Als diese unserer anstürmenden Dragoner anständig wurden, eröffneten sie ein wütendes Feuer, das jedoch zum Glück, wohl infolge der gelungenen Ueberraschung und des moralischen Eindruckes, nicht die beabsichtigte Wirkung hatte. Dem Feind wurde auch nicht lange Zeit gelassen, sein Feuer, das unsern Ansturm auch nicht die geringste Stockung zuzugute, länger zu unterhalten. Im Nu waren wir heran und mitten in die Feinde hinein sprengten unsere Dragoner mit einem durch Mack und Bein dringenden Hurra, daß der Feind erschreckt auseinanderstob und sich hinter den Wagen und in den nahegelegenen Häusern verflocht, um nun aus den gedeckten Stellungen heraus den Widerstand und sein Feuer fortzusetzen. Die Folge war ein Kampf Mann gegen Mann, bei dem sich jedoch bald herausstellte, daß der Russe einem solchen Angriff mit der blanken Waffe nicht lange standhalten konnte. Wer von den Feinden in seinem Versteck nicht mit dem Säbel zu erreichen war, demgegenüber wurde vom Pferde herab von der Schußwaffe und Lanze Gebrauch gemacht. So sank auch der russische Rittmeister, der bis zuletzt seine Leute zur Verteidigung anfeuernte, von einem Pistolenschuß durch die Brust getroffen, schwer verwundet zu Boden. Sterbend überreichte er dem Führer der Dragoner, Rittmeister von S., seinen Degen.

Der Kampfsplatz bot ein Bild der Verwüstung. Groß war aber die Beute, die die kleine Dragonerabteilung gemacht hatte. 84 gepannte Wagen mit Lebensmitteln, ein Scheinwerfer, viele Munitionswagen, mehrere neue Feldküchen und schließlich auch noch eine Kriegskasse mit einem Barbestand von 87 000 Rubel fielen unseren Dragonern in die Hände. Ueber 100 unermordete Gefangene wurden gemacht, womit sich die Zahl der von beiden Schwadronen seit dem 9. Februar gemachten Gefangenen auf über 1300 erhöhte. Unsere Verluste waren dagegen zum Glück nur gering. Einem Wächtermeister der Reserve, der sich bei der Attacke besonders ausgezeichnet hatte und durch einen Brustschuß verwundet worden war, wurde noch an demselben Abend von dem kommandierenden General von Below das Eisene Kreuz verliehen. Am nächsten Morgen beglückwünschte auch der kommandierende Führer zu der schönen Reiterstat, bei der unsern Dragonern durch ein schneidendes Draufgehen ein so reicher Erfolg beschieden war.

Der Zeppelin-Streifzug und die französische Zensur.

Der Zensor hat in den Spezialberichten Pariser Presse über den Zeppelin-Flug nach Paris und Umgebung viele Stellen unterdrückt. So im „Excelsior“ eine Stelle, aus deren Uebersetzung sich noch ergibt, daß die Bomben aus dem Lenkballon um Haarsbreite ein sehr wichtiges Objekt verfehlt haben. Ein sehr langer Bericht des Deputierten Poirier de Narçay wurde ganz unterdrückt, wie die „Libre Parole“ in ihrer nächsten Nummer erklärt, um die zwei weißen Spalten der vorletzten Nummer zu begründen. Man erfährt auch, daß die Granaten gegen die Zeppeline, die nur 500 Meter hoch flogen, in die Straßen, auf die Dächer und in mehrere Zimmer schlugen, natürlich mit den entsprechenden Folgen. In der Rue Wanthier entzündete eine der Bomben einen starken Obstbaum und schleuderte ihn 15 Meter weit durch eine fast drei Meter dicke Mauer hindurch. Viele Beobachter betonten die gewaltige Sprengkraft der Bomben, die auf einen Umkreis von 150 Meter alle Häuser wie bei einem Erdbeben erschütterten hätten.

In einem Artikel des Deputierten Denis, der in der „Libre Parole“ bis auf die Unterschrift von der Zensur unterdrückt, gleichzeitig aber in einem Provinzialblatt veröffentlicht wurde, wird behauptet, die

Deutschen ließen jetzt winzige Ballone aufsteigen, an denen ein Mechanismus lautes Motorgeräusch nachahmt.

Even Hedin.

Die feierliche Bannerklärung der Londoner und Petersburger Geographischen Gesellschaft gegen Even Hedin hat in Schweden nur ein recht spöttisches Echo nachgerufen, das sich besonders gegen England richtet. „Svenska Dagbladet“ erinnert zunächst daran, daß in der englischen Presse jetzt nicht nur die militärische Allianz, sondern auch die tiefe kulturelle Zusammengehörigkeit mit dem Ruffentum gepriesen werde, während das vornehmste englische Organ tagen tagaus die Deutschen hinnen nenne. „Wenn sich die englisch-russische Allianz im Falle Hedin sogar auf rein wissenschaftlichem Gebiet äußere“, fährt das Blatt fort, „so bedeute das für uns Schweden keine Drohung, bringt uns aber die alte Wahrheit in unangenehme Erinnerung, wonach man sich nicht einbilden soll, daß Europa je von den Russen und Konjunkten befreit werden könnte. Die Epigone bringt uns zu der bitteren Erkenntnis, daß wissenschaftliche Auszeichnungen, die für wissenschaftliche Forschungen verliehen wurden, von den Russen und Engländern zur Kriegshute und zu einer Trophäe ihrer Allianz gemacht werden.“

Eine französische Wehklage.

In der „Times“ vom 20. März gibt eine französische Dame die Eindrücke wieder, die sie auf einer Reise nach Frankreich gewonnen hat. In Boulogne und dem ganzen Küstenstrich, durch den ihr Weg sie führte, fand sie alles so voll von britischen Menschen und Dingen, daß sie kaum glauben mochte, in Frankreich zu sein. Doch die Franzosen ertragen das alles ohne Murren. Man ist den Engländern dankbar, daß sie gegen die Deutschen helfen, „wie sehr es auch zu ihrem eigenen Interesse und Vorteil sein mag“.

Ein weit trübendes Bild aber erschließt sich der Französin im Innern ihres Vaterlandes. „England ist glücklich“, meint sie, „aber ich frage mich, ob es auch durchaus taktvoll ist. Der Wahlspruch „business as usual“ ist, ich weiß es, ein Pfeil gegen Deutschland, der aber mißverstanden werden kann. Ohne die Bedeutung der Flotte verkleinern zu wollen, ist sie es doch nicht allein, der die für England glückliche Lage der Dinge zu verdanken ist, denn sonst müßte auch in Belgien und Frankreich „das Geschäft wie gewöhnlich“ sein. Aber das ist nicht so, weil diese Länder unter der feindlichen Besetzung leiden. England allein ist der Invasion entgangen und, was mehr ist, es schlägt seine Schlachten auf dem Gebiet seiner Verbündeten. Belgien ist ruiniert und in Frankreich ist, abgesehen von der Verwüstung von 11 seiner nördlichen Departements, wenig oder gar kein Geschäft. Werksstätten und Fabriken sind geschlossen, Handel und Wandel in absolutem Stillstand. Niemand kann sich vorstellen, in welchem Maße diese Desorganisation im provinziellen und ländlichen Frankreich empfunden wird. Nichts bleibt von ihr unberührt. In manchen Ortschaften läutet die Kirchenglocke nicht mehr, es gibt keine Hochmesse mehr, die Orgel schweigt. Manche Kirchen haben keinen Pfarrer mehr, die Glöckner, der Chor, die Priester, alle stehen im Feld. Und die kleinen Cafés, sonst so geschäftig und freundlich an Markt- und Sonntagen, sind alle geschlossen. Die schwarzgekleideten Männer, die Frauen im schwarzen Schleier gehen vorüber, niemand tritt ein. Keiner hat das Herz und noch weniger das Geld, ins Café zu gehen. Frauen und Mütter verzichten auf alles, ja hungern sich aus, um alles, was sie haben, ihren Soldaten zu schicken.“

Klingt nicht doch eine leise Klage hindurch, wenn die Französin ihre Lamentation mit den Worten schließt: „Wird England, das mit Frankreichs Hilfe der Invasion entging, dessen Gebiet unverletzt ist, dessen Frauen und Kinder

der Dienst aber durch die rituelle Reinlichkeit selbst bei den ärmsten Klassen sehr erleichtert.

Ich gehe nicht gern aus Neugierde in Krankenhäuser, war aber doch in der zum Lazarett eingerichteten Kunstschule. Schweigend und unregelmäßig lugten die braunen Gesichter, auch im Bett unter Kopfbedeckung, aus den dunkelgefärbten Rissen. Der Orientale kam ja nicht ohne Fes leben. Die auf dem Wege zur Besserung zeigten eine bewundernswerte Gleichgültigkeit gegen die Besucher und unterhielten sich nicht. Sie hatten ja, wonach der Türken Herz begehrt: Ruhe! Und — Allah ist groß! „Als Patienten sind sie geradezu ideal“, sagte mir eine europäische Schwester. „Sie sind still, klagen nie und beweisen sich rührend dankbar gegen Ärzte und Helfenden. Recht sonderbar kommt es ihnen dabei aber vor, von fremden Frauen gepflegt zu werden. Manchmal schien es mir so, als ob Männer, die aus tiefer Lethargie erwachten und uns an ihrem Bett saßen, glaubten, daß die Verheißung des Propheten schon in Erfüllung gegangen sei!“

Und dann fügte sie noch hinzu: „Während meiner langen Praxis habe ich Männer noch nie so sterben sehen wie türkische Soldaten. So selbstverständlich, so tapfer, so gottergeben.“

Kleines Feuilleton.

Stadtpfarrer Dr. Heinrich Hansjakob in Freiburg i. B., der bekannte katholische Volkschriftsteller, feierte in diesen Tagen sein

50jähriges Doktorjubiläum. Geboren 1837 zu Haslach im Kinzigthale, widmete er sich in Haslach und Freiburg theologischen und philologischen Studien und erhielt 1863 die Priesterweihe. Er war dann Gymnasiallehrer in Donaueschingen, später Realschuldirektor in Waldshut, bis ihm seine, meist unter dem Pseudonym Hans vom See veröffentlichten Angriffe auf die badiische Regierung wiederholte Verurteilung zu Festungshaft und 1869 Entlassung aus dem Schulamte eintrugen. Noch in demselben Jahre wurde er als Pfarrer in Hagau am Bodensee angestellt, von wo er 1884 als Stadtpfarrer nach Freiburg kam. Von 1871—1881 gehörte er der zweiten badiischen Kammer als Mitglied an. Seine Volkserzählungen („Wilde Riesen“, „Dürre Blätter“, „Schneeballen“, „Der Vogt auf Mühlstein“ u. v. a.) fanden außerordentlichen Anklang und erlebten eine große Zahl von Auflagen. Starkes Heimatgefühl, ein feines Gehör für den Volkscharakter des Volkslebens und eine unerschütterliche Schlagkraft der Charakteristik, die mit wenigen kräftigen Zügen wirkliche Gestalten zu schaffen weiß, sind Vorzüge, die namentlich seinen kleineren Erzählungen nachzuwahrnehmen sind und ihren großen Erfolg erklären. In seinem engeren Heimatlande Baden ist der Jubilar eine überaus volkstümliche, bei Hoch und Gering geschätzte und beliebte Persönlichkeit.

Ausschließung fremder Gelehrter aus englischen wissenschaftlichen Gesellschaften. Soeben wird bekannt, daß die Royal Geographical Society in London, die älteste geographische Gesellschaft der Welt, durch Beschluß ihres Council alle den feindlichen

Nationen angehörenden Ehren-, korrespondierenden und ordentlichen Mitglieder in ihren Listen gestrichen hat. Es wird zwar hinzugefügt, daß diese Ausschließung nur für die Dauer des Krieges gelten soll, doch dürften wohl alle betroffenen Gelehrten die Ehre, als Mitglieder der Royal Geographical Society zu gelten, auch für alle Zukunft dankend ablehnen.

Wie ein Engländer sich von der Tüchtigkeit der Deutschen überzeugt. Ein englischer Berichterstatter geht 1870 voll deutschfreundlicher Begeisterung — solche war nach Sedan bei den Engländern vorhanden, — nach Versailles. Schon auf dem Wege findet er tausend kleine Beweise von der deutschen Meisterschaft im Aufbau und im Arbeiten ihrer gewaltigen Kriegsmaschine. Sein Stützpunkt wird nicht müde, sie aufzuzeichnen. In Bougival läßt er seinen Wagen im Wirtshaus und spaziert durchs Dorf. Nicht weit von seinem Absteigequartier begegnet ihm ein Munitionszug. An dessen letztem schwerbeladenem Wagen bricht ein Rad. Hilfslos stehen Roß und Fuhrmann. „Jetzt bin ich doch begierig, wie der sich aus der Not hilft!“ denkt der englische Berichterstatter und spitzt seinen Bleistift. Der Soldat wird von seinen Kameraden ruhig im Stich gelassen. Preisend geht er in eines der nächsten Häuser und kommt nach wenigen Minuten mit einem Wagenrad heraus, das er an seinen Munitionswagen ansetzt, um sofort vergnügt und im Galopp seinem Zug nachzufahren. Ein ganzer Paragraph für den Engländer! „Diese wundervollen Deutschen scheinen Lager von Wagenrädern entlang ihrer Verkehrsline zu

halten! Welch eine Organisation!“ Nach ein paar Stunden und mancherlei weiteren staunenswerten Beobachtungen kommt der englische Berichterstatter ins Wirtshaus zurück und findet, daß sein eigener Reisewagen — nur noch auf drei Rädern steht.

Die Fliegerbombe im Redaktionsgarten. Wie amtlich mitgeteilt, ist kürzlich ein französischer Flieger über die Stadt Müllheim erschienen und hat einige Bomben abgeworfen, ohne wesentlichen Schaden anzurichten. Eine der Bomben fiel in den Garten des dem „Oberhessischen Anzeiger“ gehörenden Gebäudes. Darüber berichtet das Blatt folgendes: „Im Garten sah es ungemütlich aus. Die Bomben hatten sich direkt in den Weg neben dem Gartenhaus eingegraben, ihren verderblichen Inhalt entladend und dabei ein wüstes Durcheinander angerichtet. Gartentisch, Stühle lagen kunterbunt durcheinander, zentimeterdicke Eisenteile sind durchgeschlagen, die eine Lattenwand abgetrennt, der Gartenzaun, der das Nachbargrundstück trennt, umgemäht, eine prächtige Stechpalme abgeknickt, Zierfiguren zertrümmert und dicke Baumstämme zentimeterweit eingestochen von Sprengstücken. Unter Tannen lag eine tote Katze, die augenscheinlich gerade auf dem Vogeltraub war, ein Rehchen aus Lon ist zertrümmert, eine dicke Eiche durchgeschlagen. Und dazwischen liegt ein Ei, das ein flüchtendes Huhn wohl im Schreck verloren haben mag. — Ob es nicht eine Ente war?“

nor der Angst bewahrt blieben, wird England sich jemals von seiner unermesslichen Dankeschuld gegenüber Frankreich volle Rechnung geben?" — Armes Frankreich.

Eine erschütternde Episode des Luftkrieges.

Ein Leutnant als Beobachter, mit einem Sergeanten als Führer, war von der französischen Heeresleitung beauftragt, eine verdeckte deutsche Batterie festzustellen, deren Feuer großen Schaden anrichtete. Als wir über die deutschen Linien kamen, erzählte der Flugzeugführer, „wurden wir von einem furchtbaren Granatfeuer begrüßt. Wir stiegen höher und flogen endlich nicht eine, sondern drei Batterien.“ „Da sind sie also!“ sagte der Leutnant und ballte die Faust gegen sie. Dann rief er zu mir gewandt: „Unsere Aufgabe ist erfüllt, schnell zurück.“ Ich wandte rasch, aber wir waren kaum 500 m weit gekommen, als der Regen der Schrapnells schlimmer denn je wurde. Der Rauch hüllte uns in so dicke Wolken, daß es unmöglich war 20 m weit zu sehen. Wir versuchten, aus dieser Hölle hinauszukommen, aber Schrapnells, eins immer besser gezielt als das andere, explodierten gerade über unsern Köpfen mit entsetzlichem Krachen. Einen Augenblick glaubte ich, daß mein Gehirn zerplatzt sei. Gleichgültig fühlte ich mich plötzlich krank; dann schnitt mir mit einem Male dichter Nebel jede Aussicht ab, so daß ich wie in Nacht saß. Trotz meiner Schmerzen hielt ich die Maschine in derselben Höhe, um den Geschossen auszuweichen, die fester wurden. „Sind Sie gesund, Leutnant?“ rief ich, aber ich bekam keine Antwort. Da ich glaubte, daß er mich nicht gehört hatte, wiederholte ich meine Frage und öffnete dabei meine Augen. Aber ich empfing wieder keine Antwort, und ich sah nichts als tiefe Dunkelheit um mich her. Ich befand mich allein im weiten Raum, 6000 Fuß über der Erde. Ich fürchtete mich und befahl Gott meine Seele, denn ich fühlte, mein letztes Stündlein sei gekommen. Da ich jedoch die Batterien der Feinde unter mir hörte, so hatte ich nur den einen Gedanken, zurückzukehren, koste es, was es wolle, und die Meldung zu überbringen. Geseit von dem Geräusch der Schrapnells unter mir, wandte ich die Maschine in der Richtung, in der ich zu meinen Kameraden zu kommen hoffte. Ich fuhr in dieser Richtung ungefähr zwei Minuten, als der Leutnant zu meinem Erstaunen plötzlich ausrief: „Achtung, Mann. Höher hinauf.“ Ich riß das Flugzeug so rasch empor, daß es hinauf schoß, und dabei die Wetterfahne eines Kirchturms mit Fortritt, an dem die Maschine um ein Haar zerquetschert wäre. „Danke, Herr Leutnant“, sagte ich. „Sie müssen entschuldigen, aber ich kann nichts sehen. Sind Sie verwundet?“ „Ja“, antwortete er, „ich glaube schwer; ich fühle mich sehr schlecht.“ Dann sagte er: „Wenden Sie jetzt nach links, mehr nach links. So ist's gut. Nun gerade vorwärts!“ Bald zeigte mir ein frischer Kugelregen an, daß wir wieder über den Linien der Deutschen waren. Etwa drei Minuten später rief die Stimme des Beobachters: „Nun sind wir da. Ich sehe unsere Leute, die auf uns warten. Laßt den Apparat niedergehen!“ Ich hörte nichts mehr, aber bald landeten wir auf festem Grund und Boden.“

Eine „Republik Island“!

Obwohl auch in Dänemark, wie in allen neutralen Ländern, sich fast alles Interesse um den großen Krieg sammelt, und innerpolitische Fragen während der Dauer der Weltkrise im allgemeinen ruhen, gibt es hier doch außer dem Kriege, eine Angelegenheit, die geeignet ist, die Gemüter zu beschäftigen, — nämlich das Verhältnis Islands zu Dänemark, welches sich in den letzten Monaten derart zugepunkt hat, daß man wohl von einer ersten isländischen Krise sprechen darf. Die isländische „Selbstständigkeitspartei“ scheint zur Zeit vollständiges Übergewicht zu haben, und die leitenden isländischen Politiker sind in einer so herausfordernden Weise gegen Dänemark aufgetreten, daß man sich fragen muß, ob die dänisch-isländische Staatenverbindung überhaupt durch die jetzige Krise hindurch gerettet werden kann, oder ob es zu einer förmlichen Losreißung Islands vom Mutterlande Dänemark kommen wird.

Die isländische Krise ist seit zwei Monaten in einem akuten Stadium. Wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Minister für Island einerseits und dem König von Dänemark andererseits, und dessen dänischen Ministern andererseits in der sogenannten „Ministerfrage“ und der „Flaggenfrage“ reichte ersterer seine Demission ein, die vom König angenommen wurde. Inzwischen ist es aber nicht gelungen, eine geeignete isländische Persönlichkeit zu finden, welche das Ministeramt in Reykjavik unter Zustimmung der vom dänischen König und der dänischen Regierung vertretenen Auffassung übernehmen will; die Ministerkrise besteht fort, und der alte isländische Minister fungiert nur weiter, damit Island überhaupt nicht ohne eine konstitutionelle Regierung sei. Dieser Zustand kann aber natürlich nicht auf beliebige Zeit fortgesetzt werden, weshalb der König von Dänemark

nunmehr insoweit Schritte zu einer möglichen Lösung der Krise gemacht hat, als er drei hervorragende isländische Politiker nach Kopenhagen berufen hat, um mit ihnen über die Lage zu beraten. Die drei isländischen Althingsmänner, die vor einigen Tagen in Kopenhagen eintrafen, wo sie sich als Gäste des Königs aufhalten, gehören alle der radikalen Mehrheit der isländischen Nationalvertretung an. Die radikale isländische Partei will eine Verfassungsänderung durchsetzen, wonach der Minister für Island nicht, wie bisher, dem König die besonderen isländischen Angelegenheiten im dänischen Ministerrat, sondern selbstständig vortragen soll, und weiter verlangt sie für Island die Erlaubnis zur Führung der isländischen, blauweißen Flagge nicht nur auf Island selbst, was jetzt schon gestattet ist, sondern auch außerhalb des isländischen Seeterritoriums. Der König und die dänische Regierung wollen diese isländischen Wünsche nicht erfüllen. Damit ist der Konflikt in großen Umrisen gezeichnet.

Daß eine Lösung der Krise äußerst schwierig ist, ergibt sich u. a. aus den Mitteilungen, welche dieser Tage der eine der hier weilenden isländischen Politiker, Professor Pannesson von der Universität Reykjavik, dem schwedischen Schriftsteller und Korrespondenten des „Aftonbladet“ (Stockholm), Herrn Harald Wägnar, gab. „Island will nichts Geringeres als von Dänemark getrennt werden. Wir wollen auch mit keinem anderen Lande vereinigt werden. Wir wollen eine Republik Island — wie in früheren Zeiten. Die Lösung der jetzigen Ministerkrise bedeutet nichts im Verhältnis hierzu. Dänemark hat kein Recht auf Island. Ohne gefragt zu werden, wurden wir 1814 mit Dänemark vereinigt, als Norwegen in Union mit Schweden trat. . .“

Allerlei.

Japanische Offiziere an der Westfront der Alliierten. Aus London wird gemeldet, daß zwölf japanische Offiziere in Boulogne eingetroffen sind, die sich nach der Westfront begeben, um den französischen Generalbefehlshaber zu beraten. Auch im Hauptquartier der russischen Armee sind mehrere hohe Offiziere Japans eingetroffen. In Serbien soll ein japanischer General der Artillerie tätig sein. England hat japanischen Seeoffizieren bereits das Kommando über die gemeinsame Flotte in der Süsee übertragen. — Ob damit dem Ansehen des Dreierbundes im fernen Osten gebient ist?

Arbeitslose in Frankreich. Aus den gestrigen Verhandlungen der französischen Kammer geht hervor, daß die Arbeitslosenfrage der Regierung zu ersten Besorgnissen Anlaß gibt, zumal die gewährten Unterstützungen Riesensummen verschlingen. Nach Angaben des Abg. Honorat sind in Paris allein gegenwärtig 243 000 Personen arbeitslos, während sich in normalen Zeiten ihre Zahl nur auf 36 000 stellt. Eine große Anzahl von ihnen gemöhne sich an das Nichtstun und lebe auf Kosten der öffentlichen Wohltätigkeit. Es seien dringende Maßnahmen dagegen erforderlich.

Wahltag der australischen Arbeiter. Wie die „Times“ aus Sidney melden, endeten die Wahlen in Südastralien mit dem Siege der Arbeiterpartei.

Die zwölfjährige Geldin von Kawarussa. Rosa Zenoch, hat dieser Tage nach fast halbjähriger Pflege, wie die „Reichspost“ meldet, die chirurgische Universitätsklinik verlassen. Das Mädchen erhielt nunmehr einen künstlichen Fuß, dessen Kosten der Kaiser übernommen hat. Die kleine Geldin, die nicht nur vom Monarchen mit einer prächtvollen, goldenen und brillantenbesetzten Halskette und einer hohen Geldspende, sondern auch seitens vieler Mitglieder des Kaiserhauses, des Kriegsministeriums und des Roten Kreuzes durch Geldspenden und Anerkennungsmedaillen ausgezeichnet wurde, stand in der letzten Zeit auch dem Bildhauer Joseph Kassin im Krankenhaus Modell. Der bekannte Künstler hat in kaiserlichem Auftrag ein Werk — das Geldmädchen von Kawarussa — in Ausführung übernommen. Dieses Kunstwerk wird die kleine Rosa Zenoch so darstellen, wie sie eben einen Verwundeten labt.

Amfliches.

Bekanntmachung.

Der Herr Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte im Osten, General-Feldmarschall von Hindenburg, hat unter dem 21. d. Mts. eine Reihe von Verordnungen über die Einrichtung einer Justiz-Organisation im deutschen Okkupationsgebiet erlassen, welche mit dem 1. April 1915 in Kraft treten sollen. Demgemäß treten die durch Verordnung des hiesigen Gouvernements vom 31. Dezember 1914 eingesetzten Milizgerichte mit dem Ablaufe des heutigen Tages außer Wirksamkeit.

v. Oppen.

Lodzer Angelegenheiten.

Lodz, den 1. April.

Die Aufhebung der Milizgerichte.

Die heute durch eine amtliche Bekanntmachung des Herrn Polizeipräsidenten erfolgt ist, hat endlich einen Uebelstand aus der Welt geschafft, der seit langem schon Gegenstand vieler Klagen war, und zwar berechtigter Klagen. Von Bürgern eingeleitet, wurden sie anfangs allgemein als Rechtsstelle anerkannt und respektiert. Allein der Wechsel in der Miliz selbst brachte auch Veränderungen in den Persönlichkeiten der in die Milizgerichte Berufenen. Die Eignung der neueren Persönlichkeiten war nicht besonders groß, ja zuweilen sehr gering. Und so erwies sich sehr bald, daß die Milizgerichte keineswegs den Erwartungen entsprachen, die man in sie gesetzt hatte. Sie waren eine böse Enttäuschung, mit der so bald als möglich aufgeräumt werden mußte dadurch, daß sie aufgehoben wurden. Jetzt ist das geschehen.

Die Klagen über die Milizgerichte nahmen täglich in erschreckender Weise zu. Anfangs hatte die Presse versucht, die zumeist berechtigten Beschwerden der Öffentlichkeit zu übermitteln. Doch mußte sie alsbald machtlos ihre Waffen strecken, weil keine Aussicht bestand, daß ein Wandel zum Besseren eintreten würde. Wir wollen hier nicht näher auf die einzelnen Fälle eingehen und noch nachträglich an Zuständen Kritik üben, die nun — hoffentlich für immer — der Vergangenheit angehören. Es ist zur Genüge bekannt, daß unsere Bürger nicht das Recht hatten, gegen einseitige, oft geradezu ungerechte Urteile der Milizgerichte Berufung einzulegen; sie durften lediglich Kassationsklagen an die Rechtsabteilung des Bürgerkomitees richten. Kein Wunder daher, daß man den Milizgerichten kein Vertrauen, im Gegenteil: starkes Mißtrauen entgegenbrachte und sie nur als eine notwendige Nebenerscheinung des gegenwärtigen Kriegszustandes hinnahm und ertrug.

Jetzt ist, wie gesagt, dieses Uebel ausgerottet, und es wird voraussichtlich auch auf diesem Gebiet die Ordnung einziehen, die untrennbar verbunden ist mit deutscher Verwaltung.

Die Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst.

B. Die Folgen des Krieges, der dem wirtschaftlichen Leben unserer Stadt einen Schlag nach dem andern versetzt, haben mittelbar auch auf das Schicksal aller unserer kulturfördernden Einrichtungen eingewirkt. Am schwersten sind wohl die Bildungsvereine betroffen worden, zu denen in erster Reihe die seit vier Jahren hier bestehende Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gerechnet werden darf.

Wie alle hiesigen Vereine, die sich die Verbreitung von Bildung in den breiten Bevölkerungsschichten zum Ziel gesetzt haben, verdankt auch diese Gesellschaft ihr Entstehen und Dasein der privaten Anregung. Die Schaffung eines Museums erschien allen denjenigen eine Notwendigkeit, die die Möglichkeit hatten, sich zu überzeugen, wie schwer es aus Mangel an den erforderlichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln war, auch nur den allerpopulärsten Vortrag zu veranstalten; ebenso allen, die die finanziellen Schwierigkeiten der Privatschulen kannten, welche ihnen die Anschaffung der elementarsten wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht gestatteten, und schließlich denjenigen, die nicht daran zweifeln, daß der Unterricht in den Naturwissenschaften ohne Anschauung, in der Physik ohne Instrumente und in der Chemie ohne Experimente als Ueberbleibsel verhöhrter Scholastik vergangenen Zeiten angehört.

Der fühlbare Mangel eines solchen Museums in Lodz wurde auch durch seine schnelle Entwicklung erwiesen. Vier Monate nach der Bestätigung der Gesellschaft wurden dank der Zuwendung von 2441 Rubel 32 Kop. seitens einer antialkoholischen Ausstellung die Exponate teilweise angekauft, viele gespendet und noch mehr zur zeitweiligen Benutzung überlassen, so daß das Museum am 1. April 1911 eröffnet werden konnte. Nun beginnen die Exponate so reichlich einzustürzen, daß die Verwaltung schon im nächsten Jahr sich genötigt sieht, nach größeren Räumlichkeiten Ausschau zu halten, da die bisherigen vier kleinen Säle die Sammlungen nicht mehr fassen können. Das Museum wird dann nach der Petrikauer Straße 91 übertragen, wo die Sammlungen noch bis heute in vier großen Sälen untergebracht sind. Der Besuch des Museums nimmt hierauf stetig zu, wie aus der sorgfältigen Kontrolle, die von Anfang an ausgeübt wird, zu erhellen ist, u. z. vom 1. April 1911—5553 Personen, im Jahre 1912 für 10 Monate (Juli und August war das Museum infolge des Umzugs geschlossen) 4728, 1913—7806 und 1914 bis August 4904 und vom September bis Ende desselben Jahres 1228 Personen. Gegenwärtig ist der Besuch ein geringer, da auch die Zahlung von nur 10 Kop. die Besucher zurückhält. Die Einführung des freien Eintritts konnte die Verwaltung aus dem Grunde nicht beschließen, da ein massenhafter Zustrom des Publikums die Vergrößerung des Aufstellungsraumes erforderlich machen würde, wozu jedoch die Mittel fehlen.

Im Laufe einer kurzen Zeit veranstaltete das Museum mehr als 200 Aufklärungsunter-

haltungen, wobei die ausgestellten Instrumente und Präparate demonstriert wurden, organisierte eine retrospektive Ausstellung polnischer Stahlstücke, eine Ausstellung moderner Graphik, stellte wertvolle entomologische Sammlungen aus, ermöglichte einer Gruppe junger hiesiger Künstler eine Ausstellung ihrer Arbeiten und schuf zuletzt, vor dem Kriege, die erste hiesige Ausstellung von künstlerischen Affischen. Den weiteren Arbeiten fehlten die späteren Ereignisse ein Ziel.

Die Unterhaltung der heute schon recht umfangreichen Sammlungen, ihre Unterbringung und Konfervierung erfordern bedeutende Geldmittel. Das Lokal allein verschlingt 2700 Rubel jährlich, die Administration, Beheizung, Beleuchtung u. s. w. 1100 Rubel, die Konfervierung und, wenn auch eine nur teilweise Ergänzung der Sammlungen 1000 Rubel. Diese Ausgaben können auch in normalen Zeiten die Beiträge der 350 Mitglieder nicht bestreiten. Die Verwaltung ist daher gezwungen, zur Deckung ihrer Unterzüsse zu den unbeständigen Einkünften ihre Zuflucht zu nehmen. Gegenwärtig, wo die Mitglieder die Beiträge nicht entrichten, ist der Bestand des Museums ernstlich gefährdet. Wenn es auch für kurze Zeit gelingen sollte, diese wichtige Bildungsstätte zu erhalten, so droht ihr ein Schicksal, dem gegenwärtigen gleich, solange ihr Bestand von der Opferwilligkeit einzelner Personen abhängen wird. Sowohl die Gründer, wie die Verwaltung der Gesellschaft waren stets davon überzeugt, daß die rechte Entwicklung des Museums nur unter dem Schutz der städtischen Verwaltung geschehen könne, und betrachteten ihre bisherige Tätigkeit als Grundsteinlegung für ein künftiges städtisches Museum; sie traten schon im Jahre 1912 deswegen mit dem Magistrat in Verhandlungen und es wurde ihnen, dank dem Entgegenkommen der höheren Behörden, die freie Benutzung des Gebäudes im Garten an der Nikolajewka-Straße eingeräumt. Bei der schließlichen Abfassung des Vertrages mit dem Magistrat scheiterten die Verhandlungen jedoch an gewissen Mißverständnissen, zu deren Beseitigung die Gesellschaft den Weg des Kompromisses zu beschreiten keine Möglichkeit hatte.

Die Gesellschaft des Museums für Wissenschaft und Kunst hat sich daher an den Schulausschuß, dem auch später die Aufgabe der Verbreitung von Bildung in allen Bevölkerungsschichten zufallen dürfte, mit der Bitte gewandt, die Gefahr, die dem Bestand des Museums droht, durch eine angemessene Unterstützung abwenden zu wollen, zumal sich das Museum gerade jetzt, bei der in unserer Stadt erwachenden Bildungsbewegung, als eine unentbehrliche Einrichtung erweist.

Lodzer als Kriegsgefangene in Deutschland.

r. Vom Zentralnachweisbüro des Kriegsministeriums in Berlin ist dem Superintendenten W. P. Angerstein von der St. Johannis-gemeinde ein Schreiben zugegangen, wonach dort folgende Lodzer als Kriegsgefangene gemeldet worden sind:

- 1) Wladislaw Grabowski, Soldat der 7. Kompanie des 22. russischen Infanterie-Regiments; gemeldet vom Ref. Lazarett Greifswald (Bereins-Lazarett).
- 2) Witold Grzegorzewski, Soldat vom 1. Kiensti-Regiment; er ist nach dem Gefangenenlager Lauban überführt worden.
- 3) Anton Domanski, Soldat vom 24. Infanterie-Regiment, gefangen bei Ortelburg; er ist nach dem Lager Sprottau gebracht worden.
- 4) Franz Patak, Soldat vom Litauischen Regiment, gefangen bei Willenberg; er befindet sich gleichfalls in Sprottau.

Die Angehörigen dieser Kriegsgefangenen, die diesen Briefe oder Geld zugehen lassen wollen, können sich bei dem Herrn Superintendenten Angerstein melden.

K. In Sachen der Schutzpockenimpfungen erließ die Sanitätssektion beim Zentralkomitee der Bürgermiliz folgenden Auf-ruf an die Bevölkerung: „Infolge der Kriegseignisse haben viele Einwohner von Lodz im Verlauf der letzten Monate die freiwilligen Schutzpockenimpfungen vernachlässigt, sich selbst als auch ihren Kindern gegenüber. Die Folge davon ist die Verbreitung von Pocken, hauptsächlich unter den ungeimpften Säuglingen, besonders in den südlichen Teilen der Stadt und der Vorstädte. In Anbetracht der ungeheuren Sterblichkeit unter den Säuglingen (ein Drittel der an Pocken erkrankten Kinder stirbt!) hat die Sanitätssektion beschlossen, im Monat Mai dieses Jahres sämtliche Personen, ohne Altersunterschied, gegen die Pocken zu impfen. Nach Bekanntgabe des Termins und des Ortes, wo die Impfungen vorgenommen werden, wird jeder bisher ungeimpfte sich der Impfung unterwerfen müssen. Die bereits einmal Geimpften können jedoch ebenfalls geimpft werden. Jeder Geimpfte wird ein entsprechendes Zeugnis, von einem Arzt unterschrieben, erhalten. Diejenigen Personen, die sich der Impfung entziehen, werden zur Verantwortung gezogen.“ Im Zusammenhang damit hat die Sanitätssektion den Milizbezirken zwei Rundschreiben zugehen lassen. Das erste lautet wie folgt: „Jeder Hausbesitzer oder Hausverwalter erhält einen Aufruf obigen Inhalts. Im Verlaufe eines Tages ist festzustellen, wieviel Erwachsene oder Kinder in dem betreffenden Hause vorhanden sind, die geimpft werden sollen. Die gesammelten Angaben werden von der Miliz dem Büro der Sanitätsabteilung zugefandt.“ In dem zweiten Rundschreiben werden die Milizämter ersucht, in der

betreffenden Bezirken entsprechende Lokale vorzubereiten, in welchen besonders dazu bestimmte Plätze zwischen dem 20. April und der ersten Hälfte des Mai Zuspünungen vornehmen werden. Die Lokale sollen aus 2 Zimmern bestehen. Im 1. Bezirk sind 3 Lokale nötig, im 2., 3., 4. und 5. Bezirk je 2, in den übrigen Bezirken je eins.

k. Vom Sanitätsbüro. Anstelle des bisherigen Vorstehers des Sanitätsbüros des Hauptkomitees der Bürgermiliz Herrn Dr. Trenkner, der als Mitglied in das Hauptbürgerkomitee gewählt wurde, wurde Herr Dr. Stasfi für dieses Amt berufen.

y. Neue Miliz. Die neugegründete Miliz in Kalb, Teofilow und Piaszkowice und in der Gemeinde Radogosz hat ihre Tätigkeit aufgenommen. An der Spitze der Miliz steht Herr G. Stenkel, sein Vertreter ist J. Ambroszycz.

§ Um Verlängerung der Polizeistunde. am Ostermontag beschloß die katholische Geistlichkeit durch Vermittelung des Bürgerkomitees bei den deutschen Behörden nachzusuchen, da an diesem Abend der übliche Besuch des Grabes Christi in den katholischen Kirchen stattfindet.

k. Auszahlung von Gehältern. Das Haupt-Bürgerkomitee zahlte gestern an die in Lohz zurückgebliebenen Beamten des Magistrats die Gehälter für den Monat März aus.

r. Bei der evangelisch-lutherischen St. Johannisgemeinde besteht die schöne Sitte, daß am Ostermorgen bei Anbruch des Tages auf dem den Hauptturm der St. Johannis-Kirche umgebenden Balkon von Posaunisten mehrere Osterlieder gespielt werden. Auch in diesem Jahre wird das Osterfest in unserer Stadt vom Kirchturm herab auf diese Weise begrüßt werden.

§ Eine sehenswerte Aus schmückung der Schaufenster finden wir beim Lurus- und Spielwaren-Geschäft von Albert Böhm, Petrikauer Straße Nr. 113. Das Schaufenster der Spielwarenabteilung besonders ist es, daß die Schaukunst der Vorübergehenden erregt. Es steht im Zeichen des nahenden Osterfestes. Große und kleine, mehr oder minder kostbare Osterkerzen finden wir darin geschmackvoll aufgebaut. Zur „Belebung“ dieses Osterfestes dient eine ganze Reihe hübscher Kostümpuppen. Wir sehen Puppen in den farbenprächtigen Trachten der Bäuerinnen aus der Radomer, Kielcer, Plocker, Lomitzer, Augustower Gegend, aus Kleinsiedlung usw. Einen polnischen Edelmann in der schmucken Volkstracht, deutsche blaue Jungen usw. So ist es denn kein Wunder, wenn besonders unsere Kleinen in dichten Massen das Schaufenster umsehen und sich all die Herrlichkeiten anschauen.

be. Spiritusmangel. Die hiesigen Apotheker klagen sehr über Mangel an Spiritus, einem Artikel, den sie zur Herstellung unzähliger Arzneien dringend gebrauchen. In der Lohrer Monopolniederlage lagern noch ungeheure Vorräte an Spiritus, die Beamten geben aber nichts heraus, sodaß die Apotheker einzig und allein darauf angewiesen sind, was ihnen jüdische Händler aus den kleinen Städten der Umgegend bringen. Diese Ware soll aber schlecht sein, und man hat nicht einmal die Sicherheit, daß sie nicht mit denaturiertem Spiritus gemischt ist. Mit Ungebuld erwartet man den Augenblick, wo die Behörden die vorhandenen Vorräte übernehmen und den Apotheken die zur Herstellung von Medikamenten nötigen Mengen liefern werden.

r. Von der ersten Lohrer Beerdigungskasse. Die übliche Monatsfeier der Verwaltung findet am Dienstag, den 20. d. Mts. um 2 Uhr nachmittags, im eigenen Lokale, Mikolajewskistraße Nr. 79, statt.

r. Neue Arbeiterküchen. Von den drei vereinigten Arbeiterverbänden „Christlicher Arbeiterverein“, „Praca“ und „Christliche Gewerkschaft“ ist in Baluty, Ecke der Dworska- und Franciszkanska-Straße, eine neue Arbeiterküche eröffnet worden, an der etwa 400 Mittage täglich verabfolgt werden. Es ist dies bereits die 7. billige Küche, die von diesen drei Arbeiterverbänden unterhalten wird. Eine 8. Küche soll nach den Osterfeiertagen im südlichen Teile der Stadt eröffnet werden.

y. Von der Kaiserlichen Fernbahn. Auf der Fernbahn Lohz-Bgiertz verkehren seit vorgestern 3 Züge, was in Anbetracht des gestiegenen Personenverkehrs zu begrüßen ist.

k. Ein neuer Gaunertrick. Die Miliz des 2. Bezirks verhaftete 4 Personen, die folgenden Gaunertrick mit Erfolg mehrfach ausgeführt haben: Einer der Verhafteten verkaufte in den Handlungen mehrere Säcke Mehl, wofür er nach Ablieferung das Geld erhielt. Kaum aber war das Mehl an die betreffende Kaufstelle gelangt, als mehrere „Milizanten“ mit dem Mehrlieferanten im Laden erschienen und den Inhaber als Fehler verhaften wollten, da das Mehl angeblich gestohlen worden sei. Der Ladenbesitzer war gezwungen, das Mehl herauszugeben, und, um weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen, den Pseudo-Milizanten auch noch Schweinegeld zu zahlen.

k. Kohlen-Diebe. Da des Nachts auf dem Kohlenplatz an der Wenglowastraße, wo vom Komitee Kohle an die Armen verteilt wird, häufig Diebstähle verübt wurden, nahmen Mannschaften der Reservepoliz in der gestrigen Nacht häufig Revision vor, wobei etwa 20 Personen im Stehlen von Kohle ersonnen wurden. Sie wurden in Haft genommen.

x. Drittes Sinfonie-Konzert. Die größte Anziehungskraft übten in dieser Saison die Konzerte des Lohrer Sinfonie-Orchesters unter der Leitung des Professors Ead. Magurkiewicz aus. Die zwei bisherigen Konzerte hatten großen Erfolg, sowohl in künstlerischer als auch in materieller Hinsicht, und für das 3. Konzert, das am 8. d. Mts. stattfinden wird, ist bereits der größte Teil der Eintrittskarten vergriffen. Das Programm ist äußerst reichhaltig und interessant; es werden Werke von Chopin, Nozobin (Mittelstufen), Mendelssohn (Schottische Sinfonie), Wagner (Einleitung zu den Meistersingern von Nürnberg), Bizet (Torquato Tasso) zum Vortrag gebracht.

x. Polnisches Theater. Der Osterplan des polnischen Theaters an der Giegieliana-Straße 63 ist folgender: am 1. Osterfeiertag, um 3 Uhr nachmittags: „Der Spion Bonapartes“, Schauspiel in 3 Akten von Alfons Karre, um 5 1/2 Uhr nachmittags „Die Welt ohne Männer“, Schwanke in 3 Akten von Engel und Horst. Am Montag, um 3 Uhr nachmittags: „Hajduczek“, Schauspiel in 4 Akten S. Sienkiewicz, um 5 1/2 Uhr nachmittags „Der alte Korporal“, Melodrama von Jean de Jules. Am Dienstag, um 5 Uhr nachmittags: „Wesela Fonia“, Schwanke in 4 Akten von R. Kuszkowski. Eintrittskarten sind von 11—2 und von 4—7 Uhr abends an der Theaterkasse zu haben.

§ Kirchenkonzert. Der Gesangsverein „Moniuszko“ veranstaltet am Sonntag, den 3. April, um 2 Uhr nachmittags in der St. Josef-Kirche an der Dworska-Straße ein Kirchenkonzert. Während des Konzertes werden Spenden gesammelt, die zugunsten der Notleidenden unserer Stadt verwendet werden.

Vereinsnachrichten.

k. Der Kulturverein „Licht“ hat die Erlaubnis erhalten, einen Klub und eine Teehalle für seine Mitglieder zu eröffnen.

r. Kohlen für die Handwerker. Die Verwaltung des heim Handwerkerklub bestehende genossenschaftlichen Konsumvereins, Zawadzka Straße Nr. 5, hat den ersten Transport Kohle erhalten, der schon von heute ab an die Mitglieder zur Verteilung gelangte.

x. Versammlung der Metallarbeiter. Heute nachmittag findet im Lokale an der Mikolajewskistraße Nr. 84 die außerordentliche Generalversammlung der Mitglieder des Berufsverbandes der Metallarbeiter statt, die ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienen beschlußfähig sein wird.

Aus der Umgegend.

y. Radogosz. Der Vogt der Gemeinde verurteilte den Hausbesitzer M. Maslanka in Radogosz wegen Nichtbefolgung einer Verfügung des Schultheißen zu 2 Tagen Arrest und den Ziegeleibesitzer Leib Hubel aus Rogi wegen desselben Vergehens, gleichfalls zu 2 Tagen Arrest.

y. Bgiertz. Abbruch einer Fabrik. Die Aktien-Gesellschaft Lorenz und Krusche in Bgiertz ist zum Abbruch des 3stöckigen Gebäudes ihrer im November vorigen Jahres niedergebrannten Fabrik geschritten. Bei dieser Arbeit sind außer Berufsmaurern etwa 300 Arbeiter beschäftigt.

y. 500 Prozesse. Die Rechtsabteilung hat bis zum gestrigen Tage im ganzen 500 Prozesse erledigt.

y. Diebstähle. In Modrzewiew bei Bgiertz wurde dem Landwirt Anton Nieszy-niewicz ein Pferd im Werte von 150 Rbl. und in Bruzycza der dortigen Einwohnerin Antonina Andrzejewska eine Kuh im Werte von 110 Rbl. gestohlen.

k.w. Alexandrow. Explosion eines Schrapnells. Gestern früh fand der Landwirt Paul Stasfi in Blota auf seinem Felde ein Schrapnell. Er nahm es mit nach Hause und versuchte dort mit Hilfe einer Zange das Geschloß auseinanderzunehmen. Es erfolgte eine Explosion, durch die dem S. drei Finger von der linken Hand abgerissen und zwei Finger der rechten erheblich verletzt wurden. Außerdem erlitt er noch Wunden im Gesicht. S. mußte nach Alexandrow gebracht werden, wo ihm ein Feldscher einen Notverband anlegte, worauf er nach Lohz geschafft und in einem dortigen Hospital untergebracht wurde.

x. Petrikau. Mangel an Verbandstoffen. Im Hospital der hl. Dreieinigkeit, wo über 100 kranke Privatpersonen behandelt werden, machte sich ein Mangel an Verbandstoffen bemerkbar, die in der ganzen Stadt nicht aufzutreiben waren. Infolgedessen mußte sich die ältere barmherzige Schwester des genannten Hospitals nach Lohz begeben, um dort die nötigen Verbandsmittel anzukaufen.

Was ein russischer Reservist erzählt.

be. Im Dorfe Nowosolna bei Lohz ist ein russischer Reservist, Sohn eines ehemals begüterten Landwirts, eingetroffen. Der Mann wurde im Schützengraben verwundet und lag dort drei Tage, bis die Deutschen den Graben eroberten

und ihn gefangen nahmen. Unterdessen waren ihm aber die Glieder abgefroren, und der Mann wurde als kampfunfähig in sein Heimatdorf geschickt. Er erzählt unter anderem die interessante Tatsache, daß das russische Heer an großem Munitionsmangel leidet; auf je 3—4 Mann komme ein Gewehr. Ebenso elend ist es mit der Verpflegung bestellt. Nur einmal am Tage bekommen die Leute eine dünne Suppe, das ist alles. Aus Warschau kommt kein Brot, denn wie der Mann erzählt, ist dort auch nichts zu haben.

Unser Gewährsmann ist selbst Zeuge der Grausamkeiten gewesen, die die Russen an den umwohnenden Deutschen verüben. So nahmen sie unter anderem achtzehn deutsche Landleute mit Pferd und Wagen aus der Umgegend von Lohz bis an die Wagna mit und hängten sie dort in einer Scheune auf. Der Mann beruhigte die Leute in Nowosolna, sie sollten nur keine Furcht haben, die Russen würden nicht zurückkommen, denn was die Deutschen sich vorgenommen hätten, das führten sie auch durch.

Kirchliche Nachrichten.

Evang.-luth. St. Trinitatis-Kirche.

(Neuer Ring.)

Sonntag, vor Ostern, 6 Uhr abends: Vorbereitung zum heil. Abendmahl. Pastor Gubrian.

Am Ostermontag als am I. Feiertage, 6 Uhr früh: Osterfrühgottesdienst. Pastor Gubrian.

Vormittags 10 Uhr: Beichte, 10 1/2 Uhr Hauptgottesdienst nebst hl. Abendmahlsfeier. Pastor Gubrian.

Nachmittags 2 1/2 Uhr: Kindergottesdienst. Abends 6 Uhr: Ostergottesdienst. Pastor Gubrian.

Am Ostermontag als am II. Feiertage, 10 1/2 Uhr vormittags: Hauptgottesdienst. Pastor Gubrian.

Nachmittags 5 Uhr: Vortrag über das Alkohol-übel. Pastor Gubrian.

Am Osterdienstag als am III. Feiertage, 10 Uhr vorm.: Ostergottesdienst in polnischer Sprache nebst Beichte und hl. Abendmahlsfeier. Pastor Krenz.

In der Armenhaus-Kapelle, Giegielna-Straße Nr. 52. Ostermontag, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst. Pastor Gubrian.

Kantorat, (Zubard), Alexanderstraße Nr. 85. Donnerstag nach Ostern, 6 Uhr abends: Vebellunde. Pastor Krenz.

Am 3. Osterfeiertage, 4 Uhr nachm.: Osterfeier für die Kinder. Pastor Krenz.

Kantorat (Baluty), Zawadzkastraße Nr. 35. Donnerstag nach Ostern, 6 Uhr abends: Vebellunde. Pastor Gubrian.

Evangelisch-lutherische St. Johannis-Kirche. Sonntag, 1. Osterfeiertag, 6 Uhr früh: Frühgottesdienst. Superintendent Angerstein.

Vormittag 10 1/2 Uhr Beichte und gleich darauf Hauptgottesdienst. (Mof. 13,14). Superintendent Angerstein.

Nachmittag 3 Uhr: Kindergottesdienst. Diakon Payer.

Nachmittag 6 Uhr: Liturgische Andacht. Pastor Dietrich.

Montag, 2. Osterfeiertag, 10 1/2 Uhr vorm.: Gottesdienst. Pastor Dietrich.

Dienstag, 3. Osterfeiertag, 10 Uhr vormittag: Predigtgottesdienst in polnischer Sprache. Hilfsprediger Wenzel.

Stadtmissionsaal. Montag, 2. Osterfeiertag, 4 1/2 Uhr nachmittag: Jungfrauenverein.

Konfirmanten-Saal der evangelisch-lutherischen St. Matthäi-Kirche. Sonntag, 1. Osterfeiertag, morgens 5 1/2 Uhr: Gottesdienst. Pastor Dietrich.

Vormittag 8 Uhr: Gottesdienst. Hilfsprediger Köppler.

Vormittag 10 1/2 Uhr: Gottesdienst. Pastor Diakon Payer.

Montag, 2. Osterfeiertag, 10 1/2 Uhr vorm.: Gottesdienst. Pastor Diakon Payer.

Polnische Angelegenheiten.

Das Hilfskomitee für Russisch-Polen

veröffentlicht in den Posener Blättern folgenden Bericht über seine bisherige Tätigkeit:

Die Mitglieder des Komitees haben in drei Gruppen den von deutschen und österreichischen Truppen besetzten bedeutenden Teil des Königreichs Polen im Kraftwagen bereit und in den einzelnen Kreisen örtliche Ausschüsse gebildet, soweit solche dort noch nicht vorhanden waren. Diese Ausschüsse werden Exekutivorgane des Posener Komitees bilden und folgende Aufgaben haben:

1. Erteilung von Auskünften über die Ortsschaften, aus denen Getreide bezogen werden kann;
 2. Angabe von Gegenden, denen Getreide geliefert werden muß;
 3. Organisation der Getreidezufuhr nach den von Hungersnot bedrohten Gegenden und
 4. Einrichtung billiger Volksschulen.
- Nachdem die Mitglieder des Komitees die erforderliche Genehmigung der deutschen Behörden eingeholt hatten, kauften sie in den reichlich mit Getreide versehenen Gegenden größere Mengen auf, die in der Folge nach den bedürftigen Ortsschaften befördert werden sollen. Dabei wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß unsere Mitglieder beim Verreisen des Landes das größte Entgegenkommen seitens der Zivilbehörden gefunden haben. Wo es nötig war, unter-

stützten die Delegierten die schon bestehenden oder neugegründeten billigen Küchen sofort mit Varmitteln und ordneten die Bezahlung der eingekauften Lebensmittel an.

Solche Unterstützungen wurden zu Händen der Vorstehenden der einzelnen Ortsausschüsse ausbezahlt: in Bendzin 5000 M., Dombrowa 5000 M., Sosnowice 10.000 M., Tschentochau 7000 M., in Tschentochau für Waisen im Kriege umgekommener Eltern 500 M., Zawiercie 3000 M., Brzeziny 1000 M., Gluchow an der Rawka 1000 M., Noworodomska 4000 M., für die zerstörten Dörfer in der Umgegend von Blozy Potok 1500 M., Petrikau 3000 M., Suljew 500 M., in Lohz zu Händen des Herrn Stamirowski 25.000 M., Ralsch 4000 M. und 2000 Rbl., Kutno 5000 M., Komal 300 Rbl., Lurek 500 Rbl., Blaschki 1500 M., Pabianice 1000 M. und eine Anweisung auf 10.000 M. für in Wloclawek eingekaufte Lebensmittel, Tschentochau 300 Mark, Głowno 1000 M., Konstantinow 600 M. und eine Anweisung auf 2400 M. für Lebensmittel, Dorkow 1000 M., Strzykow 1500 Mark und 250 Rbl., Lomitz 3000 M., Bolimow 1500 M., Automerz 500 Rbl., Mergandow 250 Rbl. und für Lebensmittel aus Wloclawek 2500 M., Bgiertz eine Anweisung auf 5000 M. für Lebensmittel aus Wloclawek.

In Wloclawek bezahlte das Komitee für Getreide 30.000 M.

Die Kommission hat festgestellt, daß die örtlichen Ausschüsse überall regelrecht funktionieren, und hat das volle Vertrauen, daß sie ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen werden. Die Opferwilligkeit für das Königreich Polen war bei uns bisher groß, die Kommission hat aber so viel Verwüstung und Not vorgefunden, daß man sich mit dem, was bisher getan ist, nicht begnügen darf. Einen ausführlichen Bericht über ihre Reise werden die einzelnen Berichterstatter in der Feiertagsnummer der Blätter veröffentlichen, worauf schon jetzt hingewiesen sei.

Im Namen des Komitees:
L. Mielicki, Vizepräsident.
Ragimierz Brownasford, Sekretär.
be.

Letzte Telegramme.

Eigene Telegramme und Funkprüche der Deutschen Lohrer Zeitung.

Petersburg, 31. März. Die Nachricht, wonach höhere Offiziere der russischen Gendarmerie als der Spionage im Interesse Deutschlands verdächtig verhaftet wurden, wird von russischer Seite amtlich bestätigt.

Die Bewegung gegen die Kriegspartei reicht bis in die höchsten Kreise Petersburgs.

Älteste Kabinettsordre zur Jahrhundertfeier Bismarcks.

Berlin, 1. April. Seine Majestät der Kaiser hat folgende Älteste Kabinettsordre erlassen:

„Ich beauftrage Sie, heute, an dem Tage, an dem vor hundert Jahren der verehrte Fürst Bismarck geboren wurde, an dessen Denkmal auf dem Königsplatz zu Berlin im Namen Meines Heeres und Meiner Marine gemeinsam einen Kranz niederzulegen. Ich will dadurch deren unauslöschlichen Verdienste des großen Kämpfers in der festen Zuversicht Ausdruck verleihen, daß der Allmächtige auch ferner und wider alle das Vaterland jetzt bedrohenden Feinde schützend seine Hand halten wird über dem Lebenswerke des großen Kaisers und seines Getreuen, dem die heutige Feier gilt.“

Großes Hauptquartier, 1. April 1915.
W i l h e l m.

An den stellvertretenden Kriegsminister und an den Stellvertreter des Staatssekretärs des Reichs-Marine-Amts.

Feuerung in Rußland.
Moskau, 31. März. „Russkaja Wjesdomosti“ führen in einem Artikel zur Frage der Lebensmittelversorgung in Rußland aus, daß es nicht feststehe, worin die Ursache für die Feuerung der Produkte liege. Die Ansichten darüber seien geteilt, die einen geben der Spekulation Schuld, die anderen den Transportverhältnissen und der Entwertung des Geldes, aber es häufen sich auch die Stimmen, welche darauf hinweisen, daß vielleicht in Wirklichkeit die Vorräte an Produkten nicht so groß seien, wie man angenommen habe.

London, 31. März. Lord Rothchild ist gestorben.

Mus deutschen Gauen.

Eine Ansprache des Königs von Württemberg.

Bei der am 29. März stattgefundenen Truppenvereidigung hielt der König von Württemberg folgende Ansprache:

„Kameraden! Ihr habt einen heiligen Eid geschworen, Eure Pflicht als Soldaten treu bis zum letzten Atemzug zu erfüllen. Es ist mir Herzensbedürfnis, in diesem feierlichen Augenblick in Eurer Mitte zu erscheinen und Euch dem Schutze des Höchsten zu empfehlen. Daß er Euch auf Eurem neuen Lebensweg und Eurer neuen Pflicht, die an Euch herantritt, beschützen und bewahren möge. Ich weiß, daß es für viele von Euch ein schweres Opfer ist, aus Eurem bisherigen Beruf herausgerissen zu werden, weg von der Familie und allem persönlich Lieben und Teurem. Aber ich weiß, daß jeder Deutsche den letzten Blutstropfen einsetzen wird zum Schutze unseres angegriffenen Vaterlandes. Ich weiß, daß ich mich ganz auf Euch verlassen kann. Meine besten, innigsten Wünsche begleiten Euch. Gott beschütze! Und nun stimmt alle mit mir ein in den Ruf, von dem jedes deutsche Soldatenherz erfüllt ist, Seine Majestät der Kaiser, unser oberster Kriegsherr und unser teures, geliebtes Vaterland: Hurra!“

Prinz Oskar von Preußen

wurde als Oberleutnant à la suite des sächsischen Grenadierregiments 101 gestellt. Prinz Oskar war bis zum Kriegsausbruch Oberleutnant und Kommandeur des 7. Grenadierregiments in Liegnitz und stand à la suite des 2. (Pawlawter) Kavallerie-Regiments. Das 101. Grenadierregiment Kaiser Wilhelm hat seinen Standort in Dresden und ist eines der ältesten der deutschen Armee. Es ist 1670 gegründet worden.

Zahlung von Vorschüssen für Hinterbliebene.

Eine sehr dankenswerte Einrichtung, die von den Hinterbliebenen von Beamten aufrichtig begrüßt wird, hat jetzt die Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung getroffen. Die Verkehrsämter sind angewiesen, beim Ableben von etatsmäßig angestellten Beamten und Unterbeamten sowie von Ruhegehaltsempfängern den Hinterbliebenen Vorschüsse auf die ihnen für das Gnadenvierteljahr zustehenden Beträge — nötigenfalls in voller Höhe dieser Beträge — zahlen zu dürfen, wenn über die Empfangsberechtigung kein Zweifel besteht. Für die Postagenturen haben die Abrechnungsstellen die Zahlung zu veranlassen. Die gezahlten Beträge sind bis zum Eingang der Zahlungsverfügung der Ober-Postdirektion schwebend zu führen. Diese Vonderung bedeutet eine wertvolle Hilfe zugunsten der Hinterbliebenen der Beamten, indem die Auszahlung der Gnadengebühre seitens der Verkehrsämter sofort nach Eintritt des Todesfalles erfolgen kann, ohne daß zunächst an die Ober-Postdirektion berichtet werden muß. Bisher mußten die Verkehrsämter, selbst wenn über die Höhe der Gnadengebühre und über den Empfangsberechtigten keinerlei Zweifel bestand, vor Auszahlung der Gnadengebühre an die Ober-Postdirektion berichten, und erst wenn diese ihrerseits eine Zahlungsverfügung an das Verkehrsamt erlassen hatte, konnten die Gnadengebühre ausgezahlt werden. Daß dadurch trotz der gebotenen eiligen Erledigung Zeit verloren ging, bis die Hinterbliebenen in den Besitz der ihnen zustehenden Gnadengebühre kamen, ist klar. Es ist darauf hinzuweisen, daß sich die Vonderung nur auf „etatsmäßig angestellte Beamte und Unterbeamte sowie auf Ruhegehaltsempfänger“ bezieht, nicht aber auf Diätäre. Und zwar deshalb, weil für die nichtetatsmäßig Angestellten ein Anspruch auf die Gnadengebühre — wie er den Etatsmäßigen zusteht — nicht besteht. Den nichtetatsmäßigen kann das Gnadenvierteljahr zwar bewilligt werden, aber einen Anspruch darauf haben sie nicht, infolgedessen konnten die Verkehrsämter auch nicht ermächtigt werden, das Gnadenvierteljahr an die Hinterbliebenen von Postboten usw. sofortlich zu zahlen, weil eben erst die Ober-Postdirektion zu entscheiden hat, ob überhaupt die Bezüge gewährt werden sollen.

Gold.

Eine „Gold-in-die-Reichsbank-Organisation der deutschen Philologen, Lehrer und Geistlichen“ ist unter Führung des Charlottenburger Oberlehrers Dr. Driesen in Tätigkeit getreten. Sie vereint die Einzelgoldsammlungen und bringt sie in Zusammenhang. Bis jetzt liegen die beiden ersten Listen vor. Nach der ersten Aufstellung hatten 35 höhere Lehranstalten 1 469 000 Mark zusammengetragen. Die zweite Liste bringt 63 weitere Anstalten, sodaß mit Einschluß der ersten nunmehr 98 höhere Schulen die stattliche Summe von 3 983 000 Mark in Goldstücken eingebracht haben. Man darf gespannt sein, welches Endergebnis diese Freiwilligenschar erzielen wird, wenn erst die Gesamtsumme von den sämtlichen etwa 1 400 höheren deutschen Schulen, den sämtlichen Volksschulen und den Sammlungen der Geistlichen vorliegt.

Berliner Bismarck-Feiern.

Bei den flüchtigen Auslandsdeutschen.

Eine zahlreiche und bunte Festversammlung war es, die sich gestern Abend im schön geschmückten Marmorsaal des Zoologischen Gartens zur Bismarck-Gedächtnisfeier versammelte. Man sah das Kopftuch der ostpreussischen Bäuerin neben dem eleganten Hut der aus Paris geflüchteten Deutschen, sah aus Rußland und England ausgewiesene, aus Japan und den Kolonien geflüchtete Männer und Frauen, daneben auch Mitglieder der Hofgesellschaft, viele Offiziere in Feldgrau, gut bürgerliches Publikum und ganz einfache Leute. Als Vertreter der Kronprinzessin wohnten Freiherr v. Stülpnagel und Grafen Kesselring der Feier bei. Geheimrat Professor Dr. Nothe hielt die Festrede. Auch er trug die feldgraue Uniform und ging in seiner Rede von dem Gedanken des Krieges aus.

Anderes sollte Bismarcks Jubelfeier werden, ein herrliches Frühlingsfest, vom Osterfeuer durchleuchtet, voller Glanz und Freude. Nun klingt die Freude gedämpft, aber sie ist vielleicht desto inniger. Im gewohnten Lauf der Dinge hätte viele beiseite gestanden, die roten und die schwarzen und manche Unversöhnliche hätten den Tag nicht mitgefeiert. Heute aber schäht jeder deutsche Mann den Wert seines Vaterlandes, für das er kämpft, und jeder ehrt darum den Schöpfer, für dessen Werke er strebt. Der Redner verglich Bismarck mit den großen geistigen Führern des deutschen Volkes: Luther, Kant und Goethe, und zeichnete dann in kräftigen Umrisslinien Bismarck, den echten Deutschen, den Schollenmenschen mit seiner Naturliebe und unwüchsigen Kraft, in dessen Diplomatie Bauernschlauheit war, der in seinen Reden den Mutterwitz des Volkes hatte. Er kannte das Volk bei der Arbeit, er liebte es in Waffen und er hatte unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Der Redner schilderte dann das einzigartige Verhältnis wundervollen Vertrauens zwischen Kaiser Wilhelm und dem Reichskanzler und ging in großen Zügen auf seine politischen Taten, besonders die Schaffung des Reiches, die Erfüllung des alten deutschen Sehnsuchtsraumes ein. Auch seine innere Politik sei erfolgreich gewesen, als man gemeinhin annehme, die soziale Gesetzgebung habe die in diesen Tagen so herrlich hervorgeratene innere Einheit des deutschen Volkes vorbereitet. Bismarck würde sich freuen, könnte er sein Volk so einig sehen. Er ist nicht tot, er lebt uns und wir alle fühlen uns verpflichtet, seine Aufgaben zu erfüllen, unsere Feinde fühlen, daß etwas von seiner Kraft in uns allen lebt. Unser Sieg wird ein Sieg Bismarcks sein. — Brausender Beifall dankte dem Redner. Dr. Voß-Riga brachte den Dank der Reichsdeutschen aus Feindesland an das Vaterland. Dann wurde „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen. ... und dann breitete sich eine tiefe feierliche Stille aus, wie betendes Schweigen, daß man die Hülse klopfen, die Chöre innersten Jubels konnte jauchzen hören. —

Bismarck-Feier im Abgeordnetenhaus.

Auf Einladung des Präsidenten des Abgeordnetenhauses hatten sich gestern Abend im großen Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses Mitglieder beider Häuser des Landtages und des Reichstages eingefunden, um der vom Nipponischen Kriegsjahr veranstalteten Bismarck-Jahrhundertfeier beizuwohnen. Reichstagsabgeordneter Wamhoff hielt eine Ansprache, in der er das Leben und Wirken Bismarcks beleuchtete. Eines der schönsten Vermächtnisse, die er uns hinterlassen habe, wären seine „Gedanken und Erinnerungen“ gewesen; in seinen Briefen an seine Gattin offenbarte Bismarck das Vorbild eines Familienvaters. Der Redner kam dann auf die gewaltige politische Laufbahn des Fürsten zu sprechen und vertrat die Ansicht, daß viele, die einst Gegner von Bismarck waren, jetzt glühende Verehrer des großen Deutschen geworden wären. Reichstagsabgeordneter Wamhoff streifte dann Bismarcks Rolle im Kriege 1870/71, erinnerte an seine Verhandlungen mit Napoleon und an seine großen Verdienste um das Zusammenschließen des deutschen Reiches. Dieses Reich würde nie vergehen und würde durch den künftigen Frieden noch fester aneinandergefügt werden. Zum Schluß dankte der Redner unter lebhaftem Beifall der Zuhörer den anwesenden „Feldgrauen“ für die deutsche Treue, die sie dem Vaterlande erwiesen haben.

Wolfgang Seine und der „zweite König von Potsdam“.

In einem Artikel „Einigkeit im Kampf“ steht sich Reichstagsabgeordneter Wolfgang Seine in den „Sozialist. Monatsheften“ mit den Fraktionskollegen auseinander, die bei der Gesamtentscheidung dem Etat ihre Zustimmung versagt haben. Er macht dabei einen scharfen Unterschied zwischen Liebknecht, der ausdrücklich gegen den Etat stimmte, und den Abgeordneten, die sich bei der Abstimmung enthalten. Von Liebknecht sagt er:

Für Liebknecht und das, was er tut und redet, sei es in sei es außer dem Hause, trägt die Fraktion keine Verantwortung, wenn sie auch durch das Organisationsstatut der Partei verhindert ist, sich mit ihm deutlich auseinanderzusetzen.

Der Londoner „Daily Mail“, die Liebknecht am 20. März als „zweiten König von Potsdam“ gefeiert und als Symbol des Deutschland gerühmt hat, „mit dem wir (England) uns versöhnen werden“, ruft Seine zu: „Die Engländer täuschen sich, wenn sie glauben, daß der „zweite König von Potsdam“ unter deutschen Sozialisten, die sich ihrer Verantwortung für ihr Volk bewußt sind, für seine Auffassung irgendeiner Gemeinschaft findet.“ Das Verhalten der Sozialdemokraten, die von der Gesamtentscheidung über den Etat den Saal verließen, hat nach Ansicht von Seine eine „bedenkliche Seite“ erst durch seine Ausnutzung im Vorwärts erhalten.

Die Bekanntmachung der Namen der Differenzierenden macht das, was ein Gewissensvorbehalt sein dürfte, zu einer Demonstration, die nach dem Fraktionsbeschluss unzulässig war, die, wie ich annehme, auch dem Willen ihrer Teilnehmer nicht entsprach, und die unter allen Umständen für Deutschland höchst schädlich ist. Dies zeigt sich schon in dem Echo der ausländischen Presse. Der „Vorwärts“ hat völlig bedenkenlos das Interesse des deutschen Volks in diesem schweren, sein Dasein bedrohenden Kampf, der vor allem Einigkeit der Verteidigung erheischt, preisgegeben. Zugleich hat er die Einigkeit der Partei dadurch erschüttert und das Mögliche getan, um ihre Stellung zu verderben. Der Vorwärts leistet damit sowohl den ausländischen Kriegsheern gegen Deutschland wie inländischen Scharfmachern gegen die Sozialdemokratie Vorschub. Das haben selbstverständlich die Abgeordneten, die sich nicht an der Abstimmung über das Budget beteiligten, nicht gewollt. Waren ja doch manche darunter, die für die Bewilligung der zehn Milliardenforderung gestimmt hatten, die es aber mit ihrem parteigenösslichen Gewissen nicht vereinbaren konnten, den Etat als solchen anzunehmen, weil sie sich durch die früheren Parteitagsschlüsse für gebunden hielten.

Diese Verurteilung auf Parteitage ist für Abgeordnete Seine nicht gelten. Er erklärt:

Es hätte keinen heldenhaften Eindruck gemacht, wenn die größte Fraktion des Reichstags nicht gefragt hätte: Wollen wir dem Vaterland helfen? Sondern: Ist es uns erlaubt? 10 Milliarden der Regierung ohne Spezialisierung und Kontrolle hinzugeben, weil es nötig ist, und dann bei der Gesamtentscheidung sie wieder abzulehnen, weil das einmal ein Parteitag unter ganz anderen Umständen beschlossen hat, das hätte die Fraktion wirklich dem Gelehrten preisgegeben. Solches Kleben am Buchstaben wäre alles eher als „revolutionär“ gewesen.

Die Frage, ob künftig die Sozialdemokratie mit oder ohne Einverständnis des „zweiten Königs von Potsdam“ im Reichstag, in den Landtagen und den Kommunen Etats zu bewilligen haben wird, will Abgeordneter Seine von Fall zu Fall geregelt wissen.

Sozialdemokratische

Budgetbewilligung in Hessen.

Der hessische Landtag trat am 29. März zu seiner zweiten Kriegstagung zusammen. Die zweite Kammer nahm außer einer größeren Anzahl kleinerer auf die Kriegsfürsorge sich beziehender Vorlagen eine Regierungsvorlage

betreffend die Erstreckung des Finanzgesetzes für 1914 auf das Jahr 1915 an. Die sozialdemokratische Fraktion ließ durch den Abgeordneten Ulrich folgende Erklärung abgeben: „Unter völliger Wahrung unseres prinzipiellen Standpunktes zu den einzelnen Kapiteln des Hauptvoranschlags, den wir in den früheren Jahren zum Ausdruck brachten, werden wir in Anbetracht der großen Zeit und in der Absicht, auch in diesem Hause der Welt zu zeigen, daß wir einig sind in dem Streben, durch gemeinsame Arbeit zum Sieg und zu dauerndem Frieden zu kommen, für das diesjährige Finanzgesetz stimmen. (Bravo!) Wir haben bewiesen, daß wir uns mit allen Volksgenossen in der Verteidigung des Vaterlandes gleich verpflichtet fühlen, und glauben erwarten zu dürfen, daß für die Zukunft auch die völlige Gleichberechtigung der sozialdemokratischen Volksgenossen folgen wird, ja folgen muß.“ Darauf wurde die Sitzung auf Dienstag vertagt.

Immer noch minderwertige Viebsgaben.

Amlich wird geschrieben:

Im Verkehr mit Lebensmitteln werden immer noch vielfach Gß- und Trinkwaren in Blechtuben und dergl. angeboten und verkauft, deren Genuß- und Gebrauchswert in keinem Verhältnis zu ihrem Verkaufswert steht; es handelt sich dabei lediglich um eine geschäftliche Ausbeutung der Angehörigen unserer im Felde stehenden Truppen. So ist dies festgestellt bezüglich alkoholfreier oder alkohohaltiger Punch- und Grogwürfel, Kaffeetabletten, die aus Surrogaten bestehen, Tee- und Milchttabletten, die aus minderwertigem Tee oder Milch zubereitet sind. Der Bevölkerung wird empfohlen, beim Einkauf von Viebsgaben sorgfältig zu erwägen, ob sie das Geld nicht vielfach in besserer Weise für ihre Angehörigen im Felde anlegen können. Bei hervortretenden Zweifeln empfiehlt es sich, die Dosen usw. der Polizeibehörde zu übermitteln, damit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gegen derartige Ausbeutung eingeschritten werden kann.

Zunahme des Viehbestandes in Deutschland.

Die Viehzählung vom 1. Dezember 1914, deren vorläufige Ergebnisse für das Deutsche Reich soeben amtlich veröffentlicht werden, zeigt für die Zeit der Zählung im ganzen eine Zunahme des Viehbestandes gegen die früheren Zählungen. Erheblich gestiegen ist nämlich gegen das Vorjahr die Zahl des Rindviehs, die sich am 1. Dezember 1914 auf 21 817 769 Stück gegen 20 994 344 Stück am 1. Dezember 1913 stellte. Kälber waren 2 070 904 gegen 1 915 389, Jungvieh 6 849 429 gegen 6 194 453 und Kühe 11 316 586 gegen 11 320 344 vorhanden. Die Zahl der Schafe hat wie stets in den letzten Jahren etwas abgenommen. Sie betrug 5 448 539 gegen 5 520 837 im Jahre vorher. Annähernd auf der großen Höhe des Jahres 1913 hat sich auch die Zahl der Schweine gehalten. Sie stellte sich auf 25 339 627 gegen 25 659 140 am 1. Dezember 1913 und 21 923 707 am 1. Dezember 1912. Die Zahl der unter einem halben Jahr alten Schweine ist dabei von 15 288 821 auf 14 677 964 zurückgegangen, während die der älteren Schweine etwas gestiegen ist. Ziegen waren am 1. Dezember 1914 insgesamt 3 533 744 gegen 3 584 384 vorhanden. Für Pferde, von denen 3 442 067 gezählt wurden, fehlen die Vergleichszahlen, da diesmal die Militärpferde nicht wie sonst stets mitgezählt werden konnten. Die Zahlen sind mit Rücksicht auf die kriegerischen Ereignisse in Ostpreußen bemerkenswert.

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Amlich wird mitgeteilt:

Auch an der zweiten Kriegsanleihe haben sich alle Schichten der Bevölkerung, reich und arm, gleichmäßig beteiligt. Nach dem nunmehr bei der Reichsbank vorliegenden Ergebnis gruppieren sich die Zeichnungen nach der Größe wie folgt (die eingeklammerten Ziffern sind das Ergebnis der ersten Kriegsanleihe):

	von	Mk.	Mk.	Zahl der Zeichnungen	Betrag in Mill. Mk.
	100 bis	200	452 113	(231 112)	71 (36)
	300	500	581 470	(241 804)	254 (111)
	600	1 000	660 776	(453 143)	604 (587)
	1 100	2 000	418 861	(157 591)	733 (579)
	2 100	5 000	361 459	(56 438)	1 354 (450)
	5 100	10 000	130 903	(19 313)	1 057 (307)
	10 100	20 000	46 105	(11 584)	745 (410)
	20 100	50 000	26 407	(3 629)	926 (315)
	50 100	100 000	7 742	(2 050)	648 (509)
	100 100	500 000	4 361	(361)	1 066 (287)
	500 100	1 000 000	538	(210)	440 (869)
	über 1 000 000		325		1 162
zusammen					2 691 060 (1 177 235) 9 060 (4460)

Es wurden gezeichnet in Millionen Mark:

bei der Reichsbank und ihren Zweiganstalten	565	bei den Lebensversicherungsgesellschaften	384
bei den Banken und Bankiers	5 592	bei den Kreditgenossenschaften	430
bei den öffentlichen Sparkassen	1 977	bei der Post	112

Handel und Volkswirtschaft.

Deutschland.

Niederrheinische Spinnerei und Weberei-Industrie.

Der Geschäftsgang in den verflochtenen zwei Monaten im hiesigen Industriebezirk war im allgemeinen günstig, kann aber mit dem sehr lebhaften Verkehr der Vormonate nicht verglichen werden. Die Lage ist ruhiger, aber stetiger geworden. Der ganze Monat Januar hat verhältnismäßig wenig Aufträge gebracht; seit Mitte Februar hat sich das Geschäft gebessert, es wurden seitens der Heeresverwaltung in allen Fabrikaten wieder grosse Bestellungen erteilt, so dass fast sämtliche Betriebe wieder für mehrere Monate Beschäftigung haben. In den Baumwollspinnereien hat sich in der Berichtszeit äusserst lebhaft Tätigkeit entfalten können; wenn auch zeitweise die Garnverbraucher mit Einkäufen zurückhaltend waren, so verfügten die Betriebe doch über einen so reichlichen Auftragsbestand, dass zeitweise sogar mit Ueberstunden gearbeitet wurde. Besonders in den letzten Wochen, als amerikanische Baumwolle wieder sehr feste Tendenzen zeigte, sind langfristige Abschlüsse von den Webereien getätigt worden. Ein direkter Mangel an Rohbaumwolle ist nicht zu verzeichnen gewesen und voraussichtlich auch nicht zu befürchten, obschon die Spinner recht hohe Preise für Rohbaumwolle anlegen müssen.

In Imitat und Fancygarnen war der Handel durchgehends rege, hat jedoch in den letzten Wochen etwas abgeflaut. Die jetzigen hohen Garnpreise haben manche Verbraucher zu mehr Zurückhaltung veranlasst, obschon bei der schwierigen Einfuhr der ostindischen Baumwolle und Baumwollabfälle niedrige Preise vorerst nicht zu erwarten sind. Die Spinnereien sind noch für einige Monate zufriedenstellend beschäftigt, auch der Abruf ist lebhaft. In Cheviot und Kammgarn ist der Bedarf regelmässig, bei der bestehenden Geschäftslage ist auch wenig Aussicht vorhanden, dass der Verkehr unter den obwaltenden Umständen sich lebhafter gestalten wird, denn durch die festgesetzten Höchstpreise ist der Handel fast ganz ausgeschlossen. In den Spinnereien, welche Mungo und billige Streichgarne herstellen, war das Geschäft im Januar und Februar nicht sehr lebhaft, wenn auch aus früheren Abschlüssen noch genügend Beschäftigung vorhanden war. Seit Anfang März, nachdem die einschlägigen Webereien wieder grössere Aufträge seitens der Heeresverwaltung erhielten, wurden auch grössere Posten Garn bestellt, so dass jetzt die Betriebe wieder für mehrere Monate zu tun haben. Die Herstellung der vor dem Kriege gelieferten Garnsorten ist stark eingeschränkt worden. In rohen und gebleichten Flachs und Wergarnen ist die Nachfrage während der ganzen Berichtszeit äusserst rege gewesen, es kamen viele Käufe zu den höchsten Preisen zustande. Wegen der äusserst knappen Rohstoffe sind die Spinner seit einiger Zeit bezüglich neuer Abschlüsse doch sehr zurückhaltend geworden und verkaufen nur soweit die Vorräte reichen. In den Nesselwebereien hat das lebhafteste Geschäft

in den verflochtenen zwei Monaten angehalten. Hauptsächlich wurden die Nesselwebereien für die Heeresbedürfnisse, wie Zelt, Brotbeutel und Verbandstoffen hergestellt, aber auch alle Nesselarten für das Inlandgeschäft wurden in grossen Mengen gekauft. Auch in den Bord- und Velvetwebereien herrschte sehr reger Verkehr, alle Betriebe waren reichlich mit Aufträgen versehen. Nach Cords für Militärzwecke ist die Nachfrage nicht mehr so stark, dagegen werden die Cords für Damen- und Kinderkonfektion, sowie Cords für Ueberzüge wieder stärker gekauft. In den Weisswebereien, welche Biber und Kalmukartikel herstellen, ist die Lage zwar nicht mehr so günstig, als wie im November/Dezember, die vorliegenden Stühle beschäftigen zu können. Die Artikel für die Bedürfnisse der Heeresverwaltung stehen noch immer im Vordergrund des Interesses, während das Inlandgeschäft noch sehr ruhig ist. Die Grossisten denken bei den jetzigen hohen Preisen noch nicht an Deckung des Heeresbedarfes. In den Buntwebereien, welche Schlafdecken, Velours, Betttücher liefern, hatten die Monate Januar/Februar, wegen Beschlagnahme der Deckenbestände, eine vorübergehende Abflauung gebracht. Der März hat aber wieder so reichlich Aufträge gebracht, dass die Betriebe wieder für mehrere Monate gut beschäftigt sind. Die Fabriken für baumwollene Hosenstoffe haben sich seit Beginn des Krieges fast ausschliesslich auf Artikel für Heeresbedarf, besonders auf Ersatztuch- und Decken geworfen und sind dabei nicht schlecht gefahren. Die früheren Hosenstoffe werden nur noch ganz vereinzelt hergestellt. In den Buxkin-, Kammgarn- und Cheviotwebereien ist das Geschäft sehr lebhaft gewesen. Fast alle Betriebe hatten reichlich Aufträge in Halbwoollenen und Militärtüchern, besonders letztere sind wieder sehr stark in den besseren Qualitäten, soweit schon hier fabriziert werden können, bestellt worden. Sehr störend macht sich in diesen Webereien der Arbeitermangel fühlbar, umso mehr, als Arbeiterinnen für diese Fabrikate hier nicht in Betracht kommen.

Oesterreich.

Erhöhung der Preise für Baumwollgewebe. Die österreichischen Baumwollwebereien erhöhten die Preise für weisse und buntgewebte Ware für nächste Wintergeschäftszeit um 25 pCt. Bei Waren von unter 50 Heller das Meter ist eine noch grössere Preiserhöhung beabsichtigt.

Russland.

Die russische Kohlennot.

Wie Russland durch die mangelhafte Organisation seiner Verkehrsmittel verhindert wird, seine Rohmaterialien nach den Verbrauchsarten zu bringen, beweist wieder einmal eine Mitteilung der Rjetsch vom 5./18. März. Darnach hat der Petersburger Stadthauptmann Graf Tolstoj beim Ministerium des Innern eine Denkschrift eingereicht, in der er darauf hinweist, dass infolge des andauernden Mangels an Kohlenwagen zum Transport der Kohle vom Donetzbecken, die Petersburger städtischen Unternehmungen sehr bald

gezwungen sein würden ihre Tätigkeit einzustellen. Besonders empfindlich ist die Kohlennot für das Kraftwerk der städtischen Strassenbahn, die dafür gekaufte besondere Kohlensorte trifft in einer derartig geringen Anzahl von Wagenladungen ein, dass schon in den allernächsten Tagen, am 11./24. oder 12./25. März, die Einstellung der Strassenbahnverkehrs erwartet werden kann. Was die Gasanstalt betrifft, so ist diese infolge der mangelhaften Lieferung der bestellten Gaskohle gezwungen, die Strassenbeleuchtung beträchtlich einzuschränken.

Der Stadthauptmann macht genaue Angaben über die Steinkohlzufuhr der Hauptstadt, aus der hervorgeht, dass die Stadt für Dezember, Januar und Februar anstatt bestellter 4176 Wagenladungen Steinkohle insgesamt nur 1924 bekommen hat. Augenblicklich übersteigt der Kohlenvorrat, der für die Zwecke der städtischen Unternehmungen benutzt werden kann, nicht 250,000 Pud. Der tägliche Kohlenbedarf der städtischen Unternehmungen beträgt 30,000 Pud. Im März braucht die Stadt nur für ihre eigene Unternehmungen nicht weniger als 850 Wagenladungen Kohle.

Der Stadthauptmann bittet den Minister des Innern, der Stadt in Sachen der Kohlenbeschaffung seinen Beistand zu erweisen. Auf die für die städtische Wirtschaft zu erwartenden schwierigen Umstände, hat der Stadthauptmann auch den Petersburger Stadtgouverneur und die städtische Wirtschaftsverwaltung hingewiesen.

Zu derselben Frage meldet die Rjetsch weiter, dass das Verkehrsministerium beschlossen hat, die Anzahl der Güterwagen „auf die obere Norm zu bringen“ um den Kohlentransport vom Donetzgebiet nach den wichtigsten Zentralen Russland zu verstärken. Ausserdem wurde vorgeschlagen, bei Eröffnung der Flussschiffahrt den Kohlentransport auf dem Wasserwege beträchtlich zu verstärken, wobei ein besonderer Ausschuss zur Ausarbeitung eines Planes des Kohlentransportes auf dem Wasserwege organisiert werden soll.

Bei diesen papiernen Beschlüssen wird es wohl auch bleiben, denn wenn schon im Frieden lange Monate gebraucht werden, um die Ernte nach den Häfen und Verbrauchsarten zu bringen, so muss diese Schwierigkeit zu Kriegszeiten, wo grosse Teile des vollen Bestandes der Bahnen für Heereszwecke in Anspruch genommen werden, unentwerrbar werden. Gegen diese Not helfen nicht Beschlüsse sondern Lokomotiven und Güterwagen, und es ist ganz ausgeschlossen, dass Russland jetzt während des Krieges das fehlende beschaffen kann. Der Vergleich mit Deutschland, wo Personen- und Güterverkehr trotz des Krieges im vollen Umfang ohne Störung wie im tiefsten Frieden weiterläuft, springt deutlich in die Augen.

England.

Eine englische Anleihe in Amerika.

Nach einer Meldung der „Nationaltidende“ aus New-York sucht England zurzeit eine Anleihe von 100 Mill. Doll. in Amerika zur Bezahlung von Kriegsbedürfnissen aufzunehmen. Die Nachricht ist besonders deshalb sehr interessant, weil sie zeigt, dass es jetzt auch England

schwer fällt, seine Bezüge aus dem Auslande bar zu bezahlen. Frankreich und Russland waren, wie erinnerlich, schon wiederholt genötigt, Käufe im Auslande mit Anleihen zu bezahlen, und wenn jetzt schon das stolze Albion den gleichen Weg zu beschreiten sucht, so dürfte der Grund darin zu suchen sein, dass England nicht mehr imstande ist, Kompensationen seiner Auslandsschulden durch die Hingabe von Auslandsforderungen vorzunehmen. Dieses hängt mit der genügend bekannten Tatsache zusammen, dass der englische Aussenhandel dauernd einen enormen Rückgang in der Ausfuhr erfährt, während die Einfuhrzahlen fast wieder Friedenshöhe erreicht haben. Infolgedessen haben sich auch die Devisenkurse für England recht ungünstig entwickelt, und zwar ist besonders der Sterlingkurs in New-York, wie wir schon wiederholt berichteten, zurzeit auf einen nie erlebten Tiefstand gesunken. Als besonderes Kuriosum sei noch erwähnt, dass bei der Relation Spanien—England zugunsten Spaniens jetzt ein Goldagio besteht. Der Goldbestand der Bank von England hat sich in Verbindung mit dieser ungünstigen Entwicklung der Zahlungsbilanz in der letzten Zeit andauernd verringert, und auch dieses Moment dürfte zu dem Entschluss, in Amerika eine Anleihe aufzunehmen, beigetragen haben.

Börse.

Fonds.

Berlin, 30. März. Der Geldmarkt zeigt weiterhin flüssiges Aussehen. Tägliches Geld war wie an den Vortagen zu 1 Proz. zu haben. Der Privatdiskont stellte sich auf 4 Proz. und eine Kleinigkeit darüber. Fremde Noten und Devisen bei ganz unbedeutendem Geschäft im Kurse kaum verändert.

Paris, 29. März.

3% Französische Rente	29.3	27.3
4proz. Türken	72.60	72.35
Suez-Kanal	65	—
Baku Naphtha-Gesellschaft	4350	4345
Hartmann Maschinenfabrik	1538	1540
Maltzeff Fabr.	395	—
Sosnovice	568	576
Toula	835	825
Rio Tinto	1074	1060
De Beers	1567	1560
Randmines	293	291
	122	121.50

Amsterdam, 29. März.

Scheck auf Berlin	51.80	—	52.30
Scheck auf London	12.11 1/4	—	12.16 1/4
Scheck auf Paris	47.55	—	47.75
Scheck auf Wien	—	—	—

Baumwolle.

New-York, 29. März. Baumwolle. Der Markt verkehrte heute wiederum zu steigenden Preisen, die im Verlauf noch ansgzogen. Anregend wirkten vornehmlich Meldungen über lebhaftere Beschäftigung der Spinnereien in den Neu-England-Staaten, die Wiederrufung des Gerüchtes bezüglich Vermehrung der Anbaufläche und ungünstige Witterungsberichte, die die Spekulation zu Deckungen veranlassten.

New-York, 29. März.

Baumwolle loco	29.3	27.3
do. April	9.65	9.65
do. Mai	9.36	9.41
do. Juni	9.57	9.62
do. Juli	9.87	9.91
do. August	9.99	10.03
do. September	10.08	10.12
do. Oktober	10.17	10.23
do. Dezember	10.36	10.42
do. Januar	10.43	10.49
do. New-Orleans loco	8.88	8.65

Wolle.

London, 28. März. Wolle. Bei der heutigen Kolonialwollversteigerung war das Geschäft in Crossbreds lebhaft bei voll behaupteten Preisen. Für andere Sorten war die Haltung stetig. Angeboten waren 10,928 Ballen, wovon 200 Ballen zurückgezogen wurden.

Land!

Roman

von

Leonhard Schrickel.

(30. Fortsetzung.)

„Du bist von Sinnen, Mann! Du bist von Sinnen!“ wiederholte der Bürgermeister immer von neuem und ließ seinen Blick nicht von Jochen, der unerbittlich seine Kunde hervorschiebte und mit keinem Wort von seinen ersten Angaben wich. „Was red’st Du da und wozu ruffst Du uns auf! Es ist nicht wahr... Die Heidenlinde...?“

„Er soll mit einem Finger daran rühren! Ich würde ihn wie einen tollen Hund!“ brüllte der Schmitz und hob die drohenden derben Fäuste. Und ein anderer schwang die qualmende Pfeife durch die Luft und zerfächelte sie am Boden.

„Nicht einen Zug mehr will ich tun, eh’ ich dem Saderlump nicht jeden Hieb, der unsre Linde traf, zehntausendfach zurückgezahlt!“

„s ist unsre Linde!“ freischte eine Bäuerin in den Aufruhr hinein. „Was hat er mit ihr zu schaffen? Verjagt ihn!“

Und nun wütheten die Weiber um die Wette, lasen wohl gar Steine von der Straße auf und beluden die Kinder mit gleichen Geschossen; die Bauern drängten sich enger um Baumgärt und

lärnten hitzig und grimmig durcheinander und schwiegen nur, wenn der Bürgermeister sprach.

„Hinaus also!“ jagte der jetzt und schritt dem wilderregten Haufen voran. Und wie sie so dahinzogen im Gilmarisch, Schulter an Schulter, einander dicht auf den Ferjen, sprach keiner mehr ein Wort. Selbst die Frauen und Kinder schwiegen. Dafür ließen sie die Blicke vorausjagen, die Dorfstraße hinauf, dem noch nicht sichtbaren Heiligtum draußen auf der Höhe entgegen, und stritten sich mit hundert Zweifeln und aufgeregten Gedanken herum.

Es war ja unmöglich! Unausdenkbar. Die Heidenlinde fällen? Deren Wurzeln in unermessliche Tiefe griffen, hinunter ins Geheimnisvolle, Unerforschte, ewig Mütterliche... und weit hinein ins Land, also daß sie das Dorf trugen und die Aecker und Wiesen rundum. Sie, die zahllose Jahrhunderte die Bauernschaft behütet und geschützt hatte, wie Gott selber taum. Sie, die unzählige Male Väter und Urväter unter sich verjammelt und die Arme über sie gebreitet, wenn sie zu Gericht gefessen vormalen in grauen Zeiten, oder Kaiserzeremonien gehalten; die Kriegsnöte und Stürme überdauert und die Felder segnet nach jeglicher Heimsuchung; die Geiseltete um Geiseltete keimen und wachen und absterben sah und immer wieder ein jung Geschlecht heraufzählte in ihren Tag, Millionen Wanderer mit den Stunden vorüberziehen sah, dem letzten Feierabend entgegen, und fest und treu sich über allem Wechsel gehalten...

Nein, nein, nein, nein! Die Heidenlinde stand unverwundt und heilig wie das goldene Kreuz am Himmel, und der eindäugige fapfelte.

Sie mochten den hinter dem Baum aufragenden Tiefenfurter Kirchturm niederschlagen, die Artzschwinger, oder ganz Tiefenfurt und Tännichtstied dem Boden gleichmachen, das war möglich, — aber an der Heidenlinde vergriffen sie sich nicht...

Und wenn sie das Ungeheuerliche doch versuchten...? So gelang’s ihnen nicht! Eher hätten sie den Erdball in Stücke gesprengt, als den Stamm gestürzt. Und sie wagten’s nicht, denn schon beim ersten Hieb wäre der Bube selber zusammengebrochen wie hingemäht, der gegen sie gefrevelt.

Man hatte es ja erlebt. Das heisst: vor Jahren, vielleicht in der Alten Jugendtagen, vielleicht auch zu Urgroßvaters Zeiten hatte ein fahrender Student mit frechem Messer in die Linde geschritten — und ward alsbald am Walbrand oben tot aufgefunden. Ein fremder Fuhrmann aber, mochte auch seine 50 oder 5 mal 50 Jahre her sein, hatte unter ihr Mahlzeit gehalten an einem schwülen Sommertag und dann den Stamm verunreinigt; beim ersten „Süh!“ geriet er unter’s Rad und fuhr sich einen Fuß vom Bein. Wer sie zu schänden wagte, der kam nicht ungestraft davon. Betroffen also...

Doch als sie jetzt das letzte Haus hinter sich hatten und die Landstraße vor ihnen lag, sahen sie schon von weitem, daß Arbeiter um den Baum beschäftigt waren, und hörten dumpf hallende Schläge. Da liefen ihnen die Beine davon und in voller Jagd rannten sie vorwärts.

Der Fabrikant, der bei den Arbeitern stand und sie anwies, sah die Schar mauerndicht dahertürmen, er tat jedoch nicht dergleichen; fehrte

den Herannahenden den Rücken hin und schaute zu, wie die Späne flogen.

Im Handumdrehen waren die Bauern zur Stelle, und ohne ein Wort zu verlieren, fing der Bürgermeister die erste beste Art im Schwung ab, riß sie dem überraschten Fäller aus den Händen und schleuderte sie weit hinaus ins Feld, um fast noch im gleichen Zugreifen die drei andern Arbeiter vom Stamme wegzustößen, der schon aus einer tiefen, unheilbaren Wunde blutete.

Die Lippen aufeinandergebissen, stand er nun in ohnmächtigem Zorn und wildem Schmerz vor der Geschändeten, während die Dorfgenossen sich um ihn drängten, die kurrrenden Fremden abhalten, und alsbald Lehm herbeischleppten, die Löcher zuzustopfen, aus denen der Lebenssaft der Linde, ihres heiligen Hortes, unauffällig strömte.

Trat der Fabrikant hervor und bedeutete ihnen, daß er hier auf seinem Grund und Boden stehe, daß es sich um sein Eigentum handle, und daß er sie auffordere, den Platz zu räumen.

Kilian, der ihm zunächst stand, starrte ihn an. „Dein Eigentum...?“ entwand sich seinen Lippen, und es war ihm mit einem Male schier unfaßlich, daß einer hertreten und sagen konnte: das ist mein Besitz... Aber niemand achtete auf ihn, geschweige denn, daß ihm wer Antwort gab. Die Bauern lachten gellend auf ob der herrlichen Worte des Fabrikanten, manche verhöhnien ihn und manche bedrohten ihn mit nackter Faust. Vent stand ihm Auge in Auge gegenüber, hochaufrichtet — und schwiege.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutsche Lodzer Zeitung kann fortan bei allen Postanstalten in Deutschland bestellt werden.



Wir teilen allen Verwandten, Freunden und Bekannten mit, daß am Mittwoch, den 31. März, um 1/4 1 Uhr morgens, mein lieber Gatte, unser guter Vater, Großvater, Schwiegervater und Urgroßvater

Ludwig Sommer

im Alter von 74 Jahren nach kurzem, schweren Leiden sanft entschlafen ist. Die Beerdigung des teuren Entschlafenen findet Freitag, den 2. d. M., um 2 Uhr nachmittags, vom Trauerhause, Widzewskistraße Nr. 242, aus auf dem neuen katholischen Friedhofe in Jarzew statt.

1222 Die tiefbetrübten Hinterbliebenen.



**Lokomotiv
Kran**
für
Normal-
Spur

**Sofort
ab
Lager**

Heft 13 der Zeitschrift

„Die Grenzboten“

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

ist soeben erschienen.

Inhalt:

Die Einkommenvermehrungssteuer als Kriegsabgabe.
Von Beigeordnetem Rohde.

Geschichtsphilosophische Probleme.
Von Prof. Dr. Theobald Ziegler.

Victor Hugo als Vorkämpfer einer deutsch-französischen Annäherung gegen Rußland und England.
Von Dr. S. S. Nissen.

Geistesstörungen in Kriegszeiten.
Von Dr. med. Lohmann.

Tanga. Von Max Bittrich.

Kriegskarten. Von Albrecht Dühr.

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

Politik: Zum Ableben des Grafen Witte

a 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die
Expedition der „Deutschen Lodzer Zeitung“,
Petrikauer Straße Nr. 86.

Qualitäts-Poststäbe

von überlegener Lebensdauer, mit Paraffin, insbesondere Wanders- und Reiten-Stöcke für alle Kletter-Systeme, auch für vorhandene Stöcke ersatzfähig.

Gandels u. Industriewerke, Köln.

Schokolade in Tafeln, Kates in kleinen Portionen liefert in Polster

Otto Heim, Leipzig. Spezialität: Nahrungsmittel f. Militär-Kantinen.

Allen Beziehern

auch denjenigen, die für März von unserer Geschäftsstelle für Deutschland (Verlag der Grenzboten) Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a bezogen haben,

raten wir

schon jetzt für das nächste Vierteljahr bei ihrer Postanstalt unsere „Deutsche Lodzer Zeitung“ zu bestücken, damit die Zustellung

keine Unterbrechung

erleidet. Vom 1. April ab wird die Lieferung unserer Zeitung an die deutschen Bezieher durch die Post in weiterem Umfange und dadurch regelmäßiger erfolgen. Sonstige Anfragen, Anzeigenaufträge usw. aus Deutschland sind nach wie vor an unsere Geschäftsstelle Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a zu richten.

Verlag
Deutsche Lodzer Zeitung.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Für den Ostertisch!

Gustav Keilich's

(Konserven) Tafel-Essig Nr. 1

(Ocet Stołowy) unentbehrlich. Fabrik: Lodz, Działkowska Nr. 25, Telefon 9-95. Detailverkauf: Widzewskistraße Nr. 143.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.



Zu der Kolonie Ober-Wion schen bei Lodz ist eine

Landwirtschaft,

bestehend aus 16 Morgen guten Ackerland nebst Wirtschaftsgebäuden in gutem Zustande auf 3 Jahre zu verpachten, gerechnet vom April 1915 an. Zu erfragen beim Landwirtschaftsbesitzer **Philipp Hainz** in Ober-Wion schen, bei Lodz. 1223

Noch mehrere Waggons

Kern-Seife

1a. Qualität, gelb, ca. 62% Fett säure, in Kisten. Kisten von 50 ko. per prompt ab Köln, abzug zu Mf. 96,50 fr. 100 ko.

Friedr. Böhle, Köln,
Gewerbehau. 2100

Ungeziefen

vernichtet radikal

Im Felde Goldgeist

verhütet Zuzug und schützt gegen Infektionskrankheiten. Feldpostbriefpackung (10 Pf. Porto) extrastark 60 Pf.

Dr. Aufrecht-Berlin schreibt:

„Das mir zur Untersuchung übersandte Präparat, bezeichnet „Goldgeist“, W. Z. Nr. 75198, stellt eine geruchlose, nicht ätzende Flüssigkeit vor. Bakteriologische Versuche haben ergeben, dass das Präparat stark desinfizierende und keimtötende Eigenschaften besitzt, indem schon eine 5% Lösung hinreicht, Typhusbazillen und andere resistente Bakterien in kurzer Zeit abzutöten.“

gez. Dr. Aufrecht, vereidigter Handelschemiker
Berlin NW 6, Albrechtstr. 11.

Jeder Krieger sollte sich dieses vorzügliche Mittel, das in jeder Apotheke und Drogerie zu haben ist, aus der Heimat schicken lassen. 2093

Das Banthaus Hieronim Schiff, Petrikauer Straße Nr. 78

übernimmt zum

INKASSO

Wechsel und Tratten auf alle Bankplätze, Reichsbankchecks, Schecks auf die Now-Don- und Wolga-Kamabank und auf alle anderen Institutionen.

Intassoscheine der Now-Don- und Wolga-Kamabank, Nachnahmescheine der Warschau-Wiener- u. Lodzer Bahnbahn, Zinsentpässe aller Wertpapiere, Beleihung von Lebensversicherungs-policen a 6% pro anno.

Breitbarth & Haffar,

Fenster-, Holz- u. Spiegelglas-Großhandl., Breslau 8, Dönerstr. Nr. 29, Tel. 12-03. 1103

Belohnung 100 Mark!

Eine Briefstasche mit Geld und für mich wertvolle Papiere ist am Sonntag abend verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird gebeten, dieselbe abzugeben. Belohnung 100 Mark.

Petrikauer Straße Nr. 30, Wohnung 5. 1212

Adolf Bernstein

— Metalle —

Hamburg, Siederstr. 45/47. Hamburg.

Käufer größter Quantitäten Neu- und Alt-Metalle, deren Abfälle und Spähne zu höchsten Preisen 1006

Für Briefmarkensammler!!!

Die neuesten Weltkriegsmarken von Rußland 1915, opt. Reihe komplett nur Mark 2,60. Außerdem erhält jeder Käufer 30 Stück russischer Briefmarken gratis. Marken aller Länder sind ebenso erhältlich bei **Bruno Benndorf, Petrikauerstr. 80.** 1220

Läuse! 2095

3% Krebelpuder befreit in 10 Min. Körper, Wäsche, Uniform, Decken, Lagerstätten sicher v. Ungeziefer. 1 Streubdose 0,90, 10=7 Mark, 100=50 Mk., Dose 1 kg.=5 Mk., 5 kg.=20 Mk. mit Spritze, alles franco, Voreinsend. d. Betrages. Apotheke in Schrimm, (Pst.) 1221

Eine Refforta

ist gefunden worden auf der Chauffee zwischen Krasniewice und Kutno. Abzuholen in Gzowka, bei **W. Bartsch, Krowawa.** 1221

Accoucherin - Masseuse, diplomiert v. d. Kaiserlichen Akademie in Petersburg, 20-jährige Praxis, nimmt an Massage, Brustentwidelg., Dissection zugesichert. Andrzejstr. Nr. 39, W. 10, von 2 bis 5 Uhr. 9529

Blutschriften

an die Behörden, Gerichte etc., Gedent, Jubiläums- und Festschriften, Prospekt, Zirkulare und jeder Art andere schriftliche Arbeiten sowie Übersetzungen in deutscher, russischer und polnischer Sprache werden einwandfrei ausgeführt.

Eduard Kaiser, Dwańska-Str. Nr. 35, Wohnung 15. 1211

Herausgeber i. A. **Georg Hoffmann.**

Verantwortlich für Politik: **Georg Hoffmann,** für Feuilleton: **Leonhard Schickel,** für Lodzer Angelegenheiten: **Hans Kriese,** für Handel: **Alons Valle,** für Anzeigen: **Gugo Franke,** gedruckt von **Dwałowski** alle in Lodz.

**Wir Deutsche
fürchten Gott**



**sonst nichts
in der Welt.**

100 Jahre Bismarck.

„Heute ist Bismarck“ — so führte in den letzten Tagen Erich Marcks bei einer volkstümlichen Bismarckfeier in München aus — stärker, heute ist er uns allen gemeinsamer als je zuvor.“

Der Kampf, der den Lebenden begleitete, ist von dem Verstorbenen zurückgewichen; er wird deutlicher und deutlicher zum Gesamtbefehl aller Schichten seiner Nation. In diesem Kriege gar begegnet er uns überall, in allen Höhen und in allen Tiefen des deutschen Vaseins. Das Deutschland von 1914 und 1915 hat Bismarcks Mahnungen und Gesinnungen vollstreckt.

„Heute geht in seinem Deutschland alles zusammen für Staat und Nation, für Reich und Macht.“ Wo sind die Spaltungen von 1865? Wo ist der Haß von Bismarcks Erbsentagen? Wir sehen heute in ihm die Einheit allein.

Wie reich und groß und stark hat uns das Jahrhundert seines Lebens gemacht! Wir stehen zwischen furchtbaren Gefahren, aber wir erheben uns über sie, wir stählen uns an Bismarcks Betrachtungen für den großen Kampf.

Und so rufen wir heute seinen Geist und alle stolzen Erinnerungen von 1870 freudig auf. Er ist uns das Symbol des Sieges; die Bismarck-Türme, die ihn in Deutschland überall vertreten, dürfen freilich ihre Festesflammen noch nicht anzünden; aber er selbst schreitet wie ein Feuerzeichen vor uns, seinem Volke, daher. Und heute und immer ist es ein und derselbe Ruf, der persönliche Ruf: „Nie gut Bismarck allewege!“ und das Selbstnis drinnen und der Schlachtruf unserer Kämpfer draußen, der heilige Ruf: „Deutschland, Deutschland über alles!“

Bismarck.

Zum Hundertjahrestag am 1. April.
Von

Prof. Dr. Richard Sternfeld (Zehlendorf.)

Wie schön und freudig, im gesicherten Besitz der Friedensgüter, die es Bismarck verdankt, gedachte das deutsche Volk die Hundertjahrfeier seines großen Sohnes zu begehen! Es ist anders gekommen. Im Blitz und Donner des furchtbarsten Kriegeswetters, das sich über Deutschland entladen hat, werden wir Bismarcks hundertsten Geburtstag feiern, im ernstesten Schicksalskampf um das Bestehen des Reiches, das er uns gegründet hat. Aber vielleicht ist das doch die würdigste Art, sein Andenken zu ehren; und wenn die harte Not der Zeit uns verhindern sollte, preisend mit

viel schönen Reden und Gelagen nach guter deutscher Friedensart den 1. April 1915 zu begehen, so werden wir gerade recht im Sinne des Helden handeln, der an die Stelle unfruchtbarer Worte die Tat gesetzt hat und nun von seinem Volke fordern kann, daß es durch Taten immer aufs neue erwerbe, was es von seinen Vätern ererbt hat.

Was Bismarck dem deutschen Volke war — wer vermöchte es in Kürze zu sagen? Den deutschen Einheitsraum hat er zur Wirklichkeit gemacht, die Hoffnungen der Besten seines Volkes erfüllt, freilich, so ganz anders, als sie gedacht hatten. Denn das ist das Wesen des politischen Genius, daß sein Ziel mit dem seines Volkes gemeinsam, aber der Weg zu diesem Ziele ihm ganz allein bewußt ist. So ist er zuerst einsam seinen Weg gegangen, im Gegensatz zu den anderen, mißverstanden, bekämpft und gehemmt. Aber es kam die Zeit, wo die Deutschen erkannten, daß er sie zum Ziele führen werde, weil ihm der wagenbe Entschluß, die kühne Tat des geborenen Staatsmannes gegeben, die dem Idealismus seines Volkes gefehlt hatte.

Zweimal in hundert Jahren haben sich die beiden Mächte zusammengefunden, die sich oft hart bekämpft haben: der Preussische Staat und der deutsche Geist; nur aus ihrem Zusammenwirken konnte das neue Deutsche Reich hervorgehen. Zwischen 1806 und 1813 hatte sich das niedergeworfene Preußen zuerst erfüllt mit den Ideen des deutschen Idealismus; die Siege des preussischen Heeres im Kampfe gegen Napoleon schienen auch ein kräftiges Deutschland schaffen zu sollen.

Aber noch war die Zeit nicht erfüllt. Das Nebeneinander und die Eifersucht der beiden deutschen Großmächte zerstörte, was die Sehnsucht der Deutschen erwartete. Es kamen Jahre, da die Hoffnung auf Preußens deutschen Beruf gänzlich zu erlöschen drohte. Noch einmal mußte Preußen durch die Tat sich dieses Berufes würdig zeigen und dadurch die Führung aller deutschen Einheitsbestrebungen übernehmen. Bismarcks historisches Verdienst war es, die preussische Politik so zu leiten, daß sein Staat an die Spitze Deutschlands kam und zugleich die alten deutschen Ideale mit seinem kräftigen Realismus erfüllte und durchführte.

Wie weit Bismarcks Jugend selbst schon von deutschen Ideen berührt war, ist nicht nachzuweisen. Genug, daß er ein stolzer Preuze war, in dem die großen Traditionen seines Staates, ein starkes Königtum und ein starkes Heer, sich mit starkem eigenen Ehrgeiz verbanden. Der Eindruck seiner Erscheinung und seines Wesens war schon sehr früh derart, daß die gemiale Persönlichkeit erkannt wurde und sich durchsetzte. Das Revolutionsjahr 1848 wurde, wie für viele Deutsche, so auch für ihn entscheidend. Es meldete sich bei ihm die kraftvolle Leidenschaft, politisch sich zu betätigen und handelnd da einzugreifen, wo Politik gemacht wurde: in der Umgebung des Königs. Dort hat er seit 1850 mit der „Kamilla“ auf den schwachen Friedrich Wilhelm VI. eingewirkt und sogar den Gang

nach Olmütz verteidigt. Aber er hatte die staatsmännische Gabe, sich zu wandeln. Als Bundestagsgeandter in Frankfurt lernte er die übermächtige Vormacht Oesterreichs und die Schwäche Preußens kennen: jene mußte und konnte gebrochen werden, wenn Preußen kräftige und ehrgeizige Politik ohne Rücksicht auf ererbte Sentimentalität trieb. Er suchte Anlehnung an Rußland, das durch den Krimkrieg geschwächt und von Oesterreich gefährdet worden war; aber auch Verständigung mit Napoleon III., der von den konservativen Freunden als Sohn der Revolution gehaßt wurde. In Petersburg 1859 Geandter, mußte Bismarck sich russische Gunst zu erringen; zugleich warnte er vor jeder Unterstützung Oesterreichs gegen Frankreich und Italien, wenn man in Wien nicht vorher Preußen eine höhere Stellung in Deutschland zugestehen wolle.

Als Minister seit 1862 hat Bismarck seine Ziele schon deutlicher enthüllt. Aber der Konflikt im Innern verhinderte ein Zusammengehen des deutschen Liberalismus mit dem als reaktionär verschrieenen Manne, den selbst der neue König Wilhelm I. nur in der Not beirufen hatte. Es kam das Jahr 1864, in dem sich Bismarcks verwagene Politik in höchster Genialität offenbarte; das widerstrebende Oesterreich zog er hinter sich her und verschaffte den preussischen Waffen nach langer Zeit wieder den ersten Siege; so gab er seinem König und seinem Staate Selbstbewußtsein und Vertrauen. Trotzdem stand er 1866 allein, als er zum Kriege gegen Oesterreich drängte. Es war das Schicksalsjahr, in dem Preußen und Deutschland sich aufs neue finden sollten. Der Preuze Bismarck zögerte nicht, im Augenblick, wo er den alten, morschen Bundestag zerstörte, eine Nationalvertretung des deutschen Volkes zu berufen. Doch es bedurfte erst der Taten des preussischen Heeres, das Oesterreich in einer Woche niederwarf, um zunächst Norddeutschland mit dem stark vergrößerten Preußen zu einem festen Bundesstaat zusammenzuschließen. Zwei große Ideen Bismarcks bahnten den neuen Weg in die Zukunft an: mit der Bitte um Indemnität für die Verletzung der Verfassung verschönte er im Innern den gemäßigten Liberalismus; durch die Schonung des besiegten Oesterreich machte er die Bahn frei für ein Bündnis der Donaumonarchie mit dem unter Preußen geeinigten kleineren Deutschland.

Doch noch stand die Auseinandersetzung mit Frankreich bevor. Jene ihm so ganz eigene Vereinigung von kluger Behutsamkeit und dämonischer Entschlußkraft zeigte Bismarck während der schwierigen Jahre von 1866 bis 1870 in vollendeter Weise. Den mächtigen Kaiser der Franzosen durfte er noch nicht reizen; darum hielt er ihn mit halben Versprechungen hin und unterließ alles, was Süddeutschland den Zutritt zum Norddeutschen Bund verschaffen konnte. Doch durfte er nun schon auf die Zustimmung der deutschen Patrioten bei seiner Politik rechnen: „es ist Frühling geworden in Deutschland“, sagte der hagerische Abgeordnete Böck.

Noch immer war Oesterreich zu fürchten, das sich mit Frankreich verbünden wollte; aber Rußland, von Bismarck 1863 durch gemeinsames Auftreten gegen das ausländische Polen gewonnen, bedeckte Preußen den Rücken. So konnte Bismarck den Krieg gegen Frankreich wagen. Er hatte ihn nicht hervorgerufen, aber auch nicht gescheut. Wir wissen, daß er in Spanien bei der Wahl Napoleons von Hohenzollern nicht so unbeteiligt war, wie man einst glaubte; und die kürzere Fassung der Emser Depesche war geeignet, der schwächlichen Offensive Napoleons eine kräftigere Preußens entgegenzusetzen. Der von Bismarck gelenkte Strom der deutschen Begeisterung riß auch Süddeutschland mit sich fort.

Ueber den glänzenden Sieg der deutschen Heere darf die ungeheure Arbeit Bismarcks im Jahre 1870 nicht unterschätzt werden: die von ganz Deutschland erkörnte Kaiserkrönung Wilhelms gegen die Abreißung des Königs selbst und gegen das Widerstreben Bayerns durchzusetzen, dem neuen Reiche die Formen seines staatlichen Daseins zu finden, die Friedensbedingungen mit dem besiegten Frankreich zu vereinbaren — das überstieg beinahe die Kraft eines einzelnen.

Das Deutsche Reich war wieder erstanden, die Sehnsucht des Volkes erfüllt; seine Verfassung aber lehnte sich ganz an die in der Paulskirche 1849 gefundene an: so verschmolzen sich die Kräfte Preußens und die Vorarbeit des deutschen Geistes unter der genialen Leitung Bismarcks.

Noch zwei Jahrzehnte hat er Deutschland geführt und ihm die große, schiedsgerichtliche Stellung in Europa in legensreicher Friedenszeit bewahrt. Mochten im Innern die Kämpfe der Parteien noch so groß sein, das Gefüge des neuen Reiches hielt aus und wuchs zusammen. Die äußere Politik ergab neue, schwierige Probleme: die Rivalität Rußlands und Oesterreichs, die Revanchebestrebungen Frankreichs. Der Berliner Kongreß zeigte Bismarck als den ehrlichen Makler; aber Rußland, unbefriedigt nach seinem Siege über die Türken, rückte von Preußen ab und wandte sich Frankreich zu. Da hat Bismarck das Bündnis mit Oesterreich geschlossen, das die alten deutschen Mächte wieder aneinander schloß; als dritter Staat trat Italien hinzu, das durch Frankreich sich um Tunis betrogen sah. Das Erstehen einer deutschen Flotte und deutscher Kolonien in Afrika erregten die Eifersucht Englands. Ein mächtiges neues Reich war in der Mitte Europas entstanden, ein Reich des Friedens, das — „sahneri“, wie sein Gründer sagte — keine Verengung suchte, aber trotzdem in seiner Heereskraft, die es zur Verteidigung brauchte, beargwöhnt, in seiner mächtigen volkswirtschaftlichen Entwicklung von den zurückbleibenden Nachbarn beneidet wurde.

Doch Bismarcks Vermächtnis blieb dem Deutschen Reich bewahrt, auch als der treue Eckart nicht mehr auf der Wacht stand: das stolze Bewußtsein der Macht, die Wahrung der nationalen Ehre, der Zusammenhalt der Fürsten und Staaten bei allen unseren Strei-

haken, der Ausbau der Einrichtung zur Wohlfahrt des Volkes. Und wenn heute Tugenden der Tapferkeit bewährt und in der Not eintraufel dastehet, als es je gewesen, so ist es der Geist Bismarcks, der, stählend und mahnend, in dem großen politischen Werke fortwirkt, dem er den Odem seines Genius eingehaucht hat.

Bismarck und Hindenburg.

Von Fritz Bley.

Die Freude an Helden und Heldentum, die in der wie ein wüster Traum hinter uns liegenden Zeit unserem Volke tief versunken zu sein schien, hat in der Weihe dieser Tage mit besonders inniger Verehrung zwei Recken gestalten empor, in denen die Größe von einst und heute verkörpert erscheint. Sicherlich ehrt dies unser Volk und bleibt, querweg über allerhand Rinderern, philistiaischen Kleinkram, affinglerische Betulichkeit und geschmacklose Aufdringlichkeit, durchaus berechtigt. Denn wenn auch zu wünschen stünde, daß manche Rundgebungen an den Sieger von Tannenberg, Tschak und Augustowo in eine würdigere Form und eine mehr dem Geiste des großen Feldherrn entsprechende Richtung geleitet würden, so bleibt für Sehzit und Nachwelt doch als köstlicher Gewinn dieser Ausbrüche des Volksjubeils die Freude an der herrlichen in sich geschlossenen Persönlichkeit!

Auch daß die schwärmerische Verehrung des Helden der Vernichtungsstrategie fast die großen Führer der Ermattungsstrategie im Westen in den Schatten zu stellen droht, soll uns nicht beirren. Die Kriegsgeschichte wird schon ins rechte Licht stellen, daß wir trotz des uns vom Niermekanal bis zum Ranton Wallis aufgezwungenen Stellungskampfes, ja gerade in der tatsächlichen Verteidigung erst recht, den strategischen Angriffsgeist der preussisch-deutschen Ueberlieferung gewahrt haben. Die Angriffslust ist, wie die Winterschlacht in der Champagne erwiesen hat, auch in den Schlüßengraben nicht erstickt, und der deutsche Heldengeist hat sich im Höllengasse der Granaten und im Ansturm erdrückender feindlicher Massen nur um so herrlicher bekundet. Aber für die Vorstellung der Massen bleibt doch die liebste Gestalt der Russenbesieger, dessen durchdachte Pläne dazu führten, daß feindliche Armeen zu sein aufgehört haben.

Auch da drängt sich die Erinnerung auf an das Hänschen von Donchery. Nur daß der General Baron v. Sievers kein französischer Phrasenmacher war wie Napoleon III., sondern ein baltischer Edelmann, der die Mahnungen seines alten Namens nicht vergessen und Hand an sich gelegt hat, um den Tag dieser Schmach nicht überleben zu müssen.

Jeder Vergleich Bismarcks mit Hindenburg, der auf eine Abschätzung des einen gegen den andern hinausläufe, bliebe natürlich ebensolcher Unfug, wie die im klassischen Weimar beliebte Wägung der Größe unserer Dichterfürsten. Freuen wir uns auch heute, „daß wir zwei solche Kerle haben!“ Denn die letzte Bedeutung ihrer überragenden Größe liegt nicht in ihren geschichtlichen Taten, sondern in deren Auswirkung auf den deutschen Volksgeist, der

in ihnen die Fleisch und Blut gewordene Einheitlichkeit seiner eigenen besten Züge erkennt.

Darin berühren sich Bismarck und Hindenburg, wie beide zusammen sich berühren mit Luther, Hutten, Schiller, Kant und Fichte. Der Verschiedenheit aller dieser grunddeutschen Gestalten bleibt das deutsche Volk sich ja hinreichend deutlich bewußt. Schon ein Blick auf die Bildnisse Bismarcks und Hindenburgs zeigt aber die innere Verwandtschaft ihrer deutschen Art bei aller Verschiedenheit deutlich auf. Beide haben sie im Blicke die ernste und bannende Sternengewalt, den echt deutschen Gegenatz von hartem Tatwillen und weichem Zartgefühl, das bei Bismarck so oft zu feuchtem Schimmer sich verklärt. Beiden steht die unerschütterliche Treue pupillär im Auge. Beiden zuckt aber auch um den Mund der stolze Trog, der so gar nichts von Geschmeidigkeit weiß und die eigene Würde unverletzlich hält. Beiden liegt auf der Stirn ein Gewölk von Ernst und gelassener Entschlossenheit. Aber während es in Bismarcks Antlitz weiterleuchtet wie Wolkenzorn, vor dessen Schlossengeprassel alle Hammel sich zu Klumpen ballen, gleicht Hindenburgs Bild einer Landschaft, über die hinter abziehendem Unwetter und vergroßtem Donner bereits wieder die helle Sonne frühlichen Schalksfinnes lüftet. Bismarcks Humor hatte allezeit etwas von Urzeitwucht, die mit Felsblöcken zerchmetert. Hindenburgs Lächeln erregt den brennenden Wunsch, ihm die Hand drücken zu dürfen. Und doch bleibt auch er immer, wie eine Herrin ihn mir dieser Tage schilberte, „tief gemühtlich und furchtbar nett“. Damit stimmt überein, was sie mir über seine Stimmung im Hause ihrer Frau Schwester erzählte: vor der Schlacht von herzbeklemmendem Ernste, in einer geistigen Versammlung, der man anmerkte, wie gewaltige Bilder sein inneres Schauen erfüllten, nach der Schlacht in

einer möglichen Spannungslosgung, die das alte Behagen mit sich brachte und auch den goldigen Tropfen im geschliffenen Glase wieder zu würdigen wußte.

Die starken hier hervortretenden und doch im großen Leuten wieder sich erahnenden Gegensätze zwischen Bismarck und Hindenburg erklären sich ja auch aus ihrem Lebensschicksale. Der Bearbeiter des Deutschen Reiches ist unter Hünenkämpfen von Erfolg zu Erfolg geschritten und hat erst am Abende seines Lebens die Tragik seiner Größe erfahren. Des Feldmarschalls Leben ist eine einzige Kette von Vorbereitungen gewesen, der die Krönung durch große Taten am Ende vorbehalten war.

Noch stärker ist der Gegenatz zwischen Bismarck und Hindenburg in ihrem Erziehungsgange. Bismarck hat zwar einmal ausgesprochen, daß er lieber mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde für seinen König gestritten haben würde, als sich mit der Diplomatie herumzuzergern. Aber dies Gefühl hat sich doch wohl erst spät in ihm ausgereift. Denn was in seinen Träumen lebte und seinen Ehrgeiz lockte, lag von vornherein in Preußens politischen Riesenaufgaben, an die er mit der selbstverständlichen Siegeszuversicht des Landjunkers herantreten ist, der den vom Rutscher verfahrenen Karren mit frühlichem Zurufe an die zitternden Gänge ins Gleis bringt. Auch in Hindenburgs Zügen tritt uns etwas von diesem unbezähmbaren Willen entgegen, und wir können uns wohl vorstellen, daß es auch in ihm zur Jünglingszeit ähnlich rumort haben mag wie in Bismarcks Seele. Aber ganz anders wie dieser hat er als Kadett frühzeitig Selbstüberwindung über gelernt.

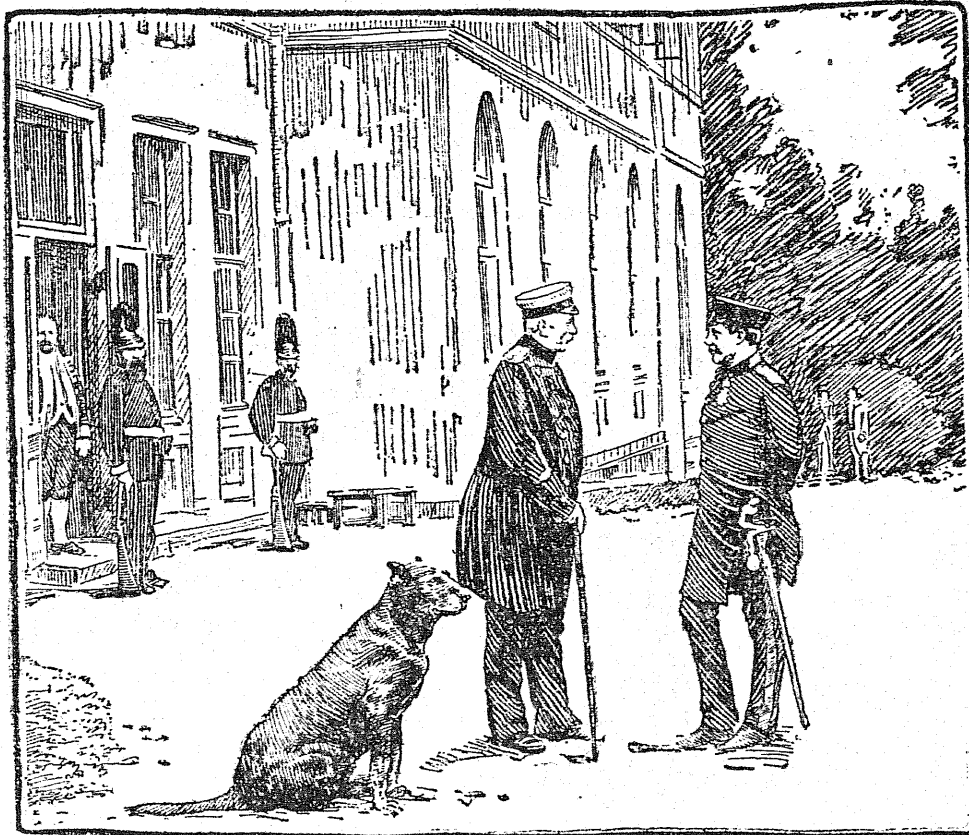
Auch sein Leben ist, gleich dem Bismarcks, Arbeit und abermals Arbeit gewesen. Aber diese Arbeit hat doch zur Vereinheitlichkeit seines Wesens sehr viel besser beitragen können als die nervenfressenden Seelenkämpfe, unter

denen Bismarck in dem Worte des Lateiners von sich sagen mußte, daß er sich im Dienste des Vaterlandes verzehre.

Grundverwandt ist das aufrichtige, von aller Frömmerei freie, festeste Göttervertrauen, in dem die Selbstsicherheit beider großer Männer verankert ist. Aber während dies in Hindenburgs bibelfester Art von vornherein unerschütterlich geblieben zu sein scheint, hat Bismarck es sich nach den Wirbelwinden der Nachener Zeit in dem Sturme und Drange von Kniephof über Spinoza hinweg unter philosophischer Zerlegung der Leidenschaften erst wieder erobern müssen. Und ganz gelungen ist ihm dies doch nur unter dem Einflusse des Taddenschen Kreises und in dem Werden um die innere Seelengemeinschaft seiner Johanna. Aber Bismarck in seinem Seelensturm, wie Hindenburg in seiner feierlich ausgeglichenen Religiosität sind sich wieder beide gleich in ihrer Stellung zur Natur. Den Alten von Friedrichsruh kann man sich nicht anders denken, als im Rauschen seiner Eichen und Buchen, den Gutscherrn von Bargin nicht anders als unter den Kronen seiner Föhren, die er in ihrer zähen Genugsamkeit als das echte Sinnbild preussischer Eigenart liebte. Hindenburg erwähnt, wie er bei der Ausfahrt im Hinblick auf seine ostpreussischen Wälder wieder so recht gefühlt habe, daß er ein Sohn der Provinz sei, deren Befreiung vom Feinde ihm Gott zum Werke seines Lebensabends gesetzt hat.

Beide, der Staatsmann wie der Feldherr, sind sie tüchtige Jäger. Ein Jagdgehilfe, der Hindenburg im Tännengebirge auf Gamsjagd geführt hat, erzählt uns viel Rühmendes von seiner Ausdauer, Ruhe und Sicherheit. Bismarck ward einmal von einem Russen, der ein Bärenfell unter dem Billard erblickte, gefragt, ob er auch Jäger sei. Bekannt ist seine Antwort: „Ja, ich jage sehr gern. Wenn nur die politischen Nebengeschäfte nicht wären!“ Hindenburgs Heim schmückt manches gute Geweih. Aber ein Schiefer ist er ebensowenig, wie Bismarck es gewesen ist, von dessen pflegerischer Hege noch weit über seinen Tod hinaus der Bärziner Forst glänzende Beweise liefert; zur Böhmer Ausstellung hatte die Gräfin Wilhelm Bismarck eine Rehrone geschickt, die nach Maß und Gewicht den ersten Sieger der deutschen Erinnerungs-Ausstellung weit hinter sich läßt.

Die beiden großen Männern eigene Gewalt des Willens und Kraft des Gemütes ist es, die bei jedem Siege Hindenburgs ebenso wie bei jeder Seeschlappe des meerbeherrschenden Englands uns Bismarck gedenken läßt. Denn das bleibt das gewaltige an seiner das Jahrtausend überragenden Erscheinung, daß in der Äußerung deutschen Heldentums von ihm an zu strahlen scheint. In dieser Vereinigung aller höchsten deutschen Männlichkeit liegt das Geheimnis der mythenbildenden Kraft, die den Alten von Friedrichsruh schon bei Lebzeiten mit dem Kranze grauer Sage umwoben hat. Wir müßten schon auf Kaiser Rotbart im Kyffhäuser und auf Hermann den Besieger zurückgreifen, um auf jene Unmittelbarkeit zu stoßen, in der Bismarcks Gestalt sich hineinrecht in das Gebiet der Sage als Bringer alter Herrlichkeit, als warnender Ekkehart und als Verheißer besserer Zukunft, wie sie das Sehnen unserer Tage als Krönung seines Lebenswerkes von Gott erfleht.



Kaiser Wilhelm II. und Fürst Bismarck in Friedrichsruh.

Bismarck.

Von

Joseph von Lauff.

Die Zeit stand am Tor, die Fäuste geballt...
Und durch die knospenden Hallen,
Da hören die Eichen im Sachsenwald
Amörs Schläge niederfallen.
Und als verzittert der letzte Schlag,
Verklungen das graufige Wecken,
Da hab sich aus steinernem Sarkophag
Der größte der irdischen Recken.

Unter buschigen Brauen der bohrende Blick
Umfaßte die dümmrige Ferne;
Den stählernen Helm über Stirn und Genick,
Berührte sein Scheitel die Sterne.
So stand er, gigantisch und ohnegleich,
Entfesselt den Grabeshanden,
So wie er vorzeiten für Kaiser und Reich
Im Leben auf Wache gestanden.

So stand er, die Faust um den Pallasch
Und hörte die Wölfe heulen lgepreßt,
Und sah im tiefen Osten und West
Die lodrenden Flammensäulen.
Ein zuckendes Feuer die weite Welt!
Allddeutschland umkrallt und umritten!
Und neben dem Erbfeind zum Kampfe gestellt
Die neidische Flagge der Briten!

Und unter der Faust ihm ertönte das Erz
Mit wehem Singen und Klingeln,
Ihm war's, als müßte das stille Herz
Im Panzer noch einmal zerspringen.
Da aber: im ringenden Völkergewirr —
Er hörte auf fernem Bahnen
Den alten Schritt und den alten Klirr
Und das alte Rauschen der Fahnen.

Er sah den Kaiser in schlichtem Kleid
Mit dem Seinen kämpfen und siegen;
Er sah die alte Einigkeit
Mit Deutschlands Fahnen fliegen.
Da lachte der Alte mit frohem Mut:
„Nun jauchze, du bängliche Seele!

Nun weiß ich für ewig in sicherer Hut
Das schönste der Kronjuwelen!

Und hat gegen ihn sich auf Leben und Tod
Die ganze Welt auch verschworen —
In wütenden Schlachten, wie Blut so rot,
Wird Deutschland noch einmal geboren!“
— Und der Recke griff in den knospenden Wald
Und hob die gebrochenen Reiser
Und rief, vom Rauschen der Eichen umhallt:
„Helm ab — es lebe der Kaiser!“

(Aus dem Aprilheft von „Behagen u. Klajings Monatsheften“.)

Bismarck in der deutschen Dichtung.

Von

Dr. Paul Landau.

„Ich gehöre zu den Menschen, denen Sie recht eigentlich das Glück des Daseins erst ermöglicht haben“, schrieb Adolf Wilbrandt dem Fürsten Bismarck. „In den Jahren meiner Jugendkraft gemartert und gefoltert durch die Zerrissenheit unseres Volkes, die Schmach unseres ganzen Zustandes, die Ohnmacht des einzelnen, den halbersticte Tränen des Grimmes und der Scham nicht befreien konnten — in diesem verzehrenden Glend erlebte ich in Ihnen den Befreier, den Erretter, der mich selig machte, vor dessen Größe ich mich mit Gefühlen der Dankbarkeit beuge, die kein Wort umfaßt.“ In diesem Bekenntnis eines Dichters ist das Grundgefühl der besten Geister aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgesprochen. Wie Wilbrandt haben ähnlich K. F. Meyer, Raabe, Wildenbruch dem Schöpfer des Reiches gehuldigt, und in seinem Bann stand jeder Künstler nach 1870. Auch von diesem Klassiker der Staatskunst gilt, was W. von Humboldt von Goethe gesagt, „daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und Wirken in sich den mächtigen Einfluß auf die Geistes-tätigkeit seiner Zeitgenossen ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch

geschieden von seinem eigenen geistigen Schaffen; es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit.“ Bismarck ist in seinen Reden, Briefen und Schriften auch ein Klassiker des deutschen Prosastils, und wenn Heyse bereits nach den kargen Briefproben in Feskiels Biographie ausrief: „Gott sei Dank, daß er diesem großen Mann zu keiner Nebenbeschäftigung Zeit läßt, sonst würde er ein Dichter sein, der uns andern alle aussticht!“ so hat sich sein Stoffschatz nun erst voll bewahrt, da Bismarcks Briefe an die Gattin neben denen Goethes an Frau von Stein, seine „Gedanken und Erinnerungen“ ebenbürtig neben „Dichtung und Wahrheit“ stehen. Durch sein Wesen und Werk ist ein neuer unvergänglicher Gehalt in das deutsche Schrifttum gekommen, wie es Goethe von den Laten Friedrichs des Großen rühmte, und noch jede neue Dichtergeneration hat sich zu ihm bekannt. Die Brüder Hart, als sie mit ihren „Kritischen Waffengängen“ dem neuen Realismus die Bahn brachen, wandten sich in einem offenen Brief an den Kanzler um Hilfe; die Verkünder der Romantik um die Jahrhundertwende, selbst die weltabgewandten Sängere des Georgenkreises, fanden in ihm den gewaltigen Helden ihrer Träume, und von der verstehenden Verehrung einer noch jüngeren Generation legt Emil Ludwigs Versuch einer psychologischen Darstellung ein schönes Zeugnis ab. Aber freilich, die Geistesart, die er gesät, sie geht ja jetzt an seinem 100. Geburtstag erst herrlich auf, sie wird auch erst in späteren Kunstwerken reiche reife Frucht tragen. Bis jetzt sind neben unendlich viel gutgemeinten Nichtigkeiten nur Ansätze vorhanden, die Bismarckgestalt dichterisch nachzuschaffen und monumental zu formen. Gerade die neuesten Versuche, wie der Frenssens oder Bleibtreus, sind besonders mißglückt. Aber die kommenden Bismarckfänger, die sein Bild unserm Volke verewigen sollen, sie werden doch auf den Schultern der Vorgänger stehen, und so verlohnt sich wohl ein Ueberblick über das bisher Geleistete.

Bismarck hat auch in der ausländischen Literatur eine große Rolle gespielt; aber er erscheint bei Franzosen und Engländern, auch

wenn keine Karikatur beabsichtigt ist, so verzerrt, daß diesen Werken wenig Bedeutung zukommt. Ausgenommen sei nur ein amerikanischer Roman, die erste Dichtung, die sich mit dem damals noch ganz unbekannten Landesherrn beschäftigt und ein schlagender Beweis ist für den Eindruck, den bereits der Student hinterlassen: es ist der 1839 in New-York erschienene Roman „Morton's Hope“ seines Jugendfreundes Motlen, in dem Bismarck als Otto von Rabenmark auftritt. Der romantische Held des Buches ist ein blutjunger altadeliger Student von höchster Begabung, der der verwegenste und wildeste auf Kneipe und Menjur ist, in stillen Stunden aber die „Narrenmaske“ abwirft und dann merkwürdig reif und groß erscheint. „Ich will meine Gefährten leiten, wie ich die Menschen leiten will in meinem späteren Leben“, sagt er, und eine Ahnung künftigen Herrschertums umgibt ihn, dem die Universität „die Schule des Handelns“ ist für kommende große Taten. Der intime Gefährte von Bismarcks Göttinger und ersten Berliner Tagen bewies hier einen guten Vorausblick. Ganz anderer Art und viel unbestimmter sind die Prophezeiungen glühender Vaterlandsfreunde aus der Mitte des Jahrhunderts, die man später auf Bismarck gedeutet. Deutschland sehnte sich nach seinem Einiger und Erretter, und besonders Geibel, dem Bismarck später allein neben Reuter öffentlich Anerkennung gespendet, wurde zum Verkünder dieser Sehnsucht, wenn er sang: „Wann, o wann erscheint der Meister, der, o Deutschland, dich erbaute?“ und:

„O Schicksal! Gib uns Einen, Einen Mann... Ein Mann! Ich not, ein Hülfebedürftiger, Daß er die Zeit, den toll gewordenen Kenner, Mit eh'rner Faust beherrscht und eh'rtem Schenkel.“

Julius Große rief den „Mann von Blut und Eisen“ herbei, der mit dieser Medizin den deutschen Michel gesund und stark machte, und J. G. Fischer dichtete 1860 in der „Gartenlaube“:

„Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker ganzer Mann,
Der die unsterblichen Gedanken

Hauptknoten lag in der Zusammenkoppelung der beiden europäischen Großmächte Österreich und Preußen mit den deutschen Territorialstaaten, die kraft der Verfassung des Bundes imlande waren, jene lahmzulegen, und in dem Dualismus zwischen den Großstaaten, deren Interessen in vielen Punkten auseinanderstrebten. Gleichwohl war Bismarck, bevor er nach Frankfurt kam, das Zusammengehen mit Österreich in den deutschen Angelegenheiten als das Natürlichste, von der Sachlage Gebotene erschienen, und in der schon berührten Kammerrede hatte er Preußens Ehrgeiz innerhalb Deutschlands darauf begrenzt, daß nichts ohne seine Einwilligung geschehe, so zwar, „daß dasjenige, was Preußen und Österreich nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig hielten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinsam ausgeführt würde“. Die Voraussetzung hierfür war freilich, daß Österreich dem Genossen gleiche Rechte am Bunde eingeräumt hätte. Über daran fehlte es durchaus; dem preußischen Gesandten trat vielmehr im kleinen wie im großen von Anfang an das Bestreben der Präsidialmacht entgegen, in Deutschland wie in den auswärtigen Beziehungen die eigenen Interessen als allein maßgebend zu behandeln und Preußen als ungleichwertigen Nebenbuhler niederzuhalten. Letzterem blieb demgegenüber nur die Wahl, entweder das Joch Österreichs auf sich zu nehmen oder den Gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Und Bismarck trug jetzt keine Bedenken mehr, den zweiten Weg zu vertreten; hier lag — das war mit Händen zu greifen — das wichtigste Lebensinteresse Preußens vor. Er erinnerte daran, daß jedes Jahrhundert seit den Tagen Karls V. einen kriegerischen Austrag zwischen Habsburgern und Hohenzollern gebracht habe; es erschien ihm fast im Lichte einer geschichtlichen Notwendigkeit, wenn man sich demnächst erneut gezwungen sähe, die Ringe mit Österreich zu kreuzen. Und dabei mußte es sich um die endgültige Entscheidung über die Herrschaft in Deutschland und über Deutschland handeln: Preußen mußte die Lösung der deutschen Frage gegen Österreich unternehmen. Damit war die entscheidende Formel gefunden, aus der die Einigung Deutschlands hervorgehen sollte.

Doch kam man noch nicht gleich zu ihrer praktischen Anwendung. Die neue Ära der preußischen Politik, die gegen den Ausgang der fünfziger Jahre mit dem Hervortreten des Prinzen von Preußen als Regenten für den erkrankten Monarchen einsetzte, stellte den Gegenstand zu Österreich vorerst zurück und zeigte sich vielmehr geneigt, die Lösung der brennenden Fragen zu verschieben. Bismarck war dadurch in Frankfurt unmöglich geworden; er mußte es sich gefallen lassen, an der Aemsa „kaltgestellt“ zu werden, d. h. der Prinzregent ernannte ihn Anfang 1859 zum Gesandten in Petersburg, von wo Bismarck 1862 in gleicher Eigenschaft nach Paris ging. Aus der Enge der deutschen Verhältnisse sah er sich dergestalt an die großen Brennpunkte der internationalen Politik verlegt. Bismarck war aber auch in dieser kein Neuling mehr. Längst hatte er in den Plänen und Entwürfen, die in seiner Seele keimten, auch den auswärtigen Großmächten ihre Stellung angewiesen, er erkannte, daß die Auseinandersetzung mit Österreich nur würde durchgeführt können, wenn Rußland und Frankreich

ihn diese ungestört vollziehen ließen. Das zu erreichen, war schon in Frankfurt ein Hauptziel seiner Bemühungen; es ist überflüssig, zu sagen, daß er auch seine amtliche Tätigkeit in Petersburg und Paris in derselben Richtung ausübte, und zwar, wie sich später zeigte, mit glänzendstem Erfolg.

Endlich aber kam der Augenblick, der den zum Meister herangereiften Staatsmann an die Stelle berief, die seiner bedurfte und von der aus er sich als den zeigen konnte, der er war. Wieder waren es die Nöte des preußischen Königtums, die ihn auf den Schauplatz der Ereignisse führten. Es handelte sich bekanntlich um die Heeresreform, das eigenste Werk des Prinzen von Preußen, der mittlerweile als König Wilhelm I. seinem Bruder auf dem Thron der Hohenzollern nachgefolgt war. Der Plan des neuen Monarchen bezweckte, die Kriegsbereitschaft Preußens zu verstärken sowohl mittels Erhöhung der Friedenspräsenzstärke als auch durch Verbesserung der Organisation des Heeres. Reineswegs war die angestrebte Reform das Anzeichen bestimmter kriegerischer Absichten; sie entsprang vielmehr lediglich der Einsicht König Wilhelms in die Unzulänglichkeit des Staates auf dem Gebiet des Militärwesens. Freilich legte kein Plan dem Lande Mehrkosten in einer für die damaligen Verhältnisse nicht unbeträchtlichen Höhe auf. Mit um so unfreundlicherem Auge aber sah das Land auf die neuen Entwürfe, als die so lange fortgesetzte unkriegerische Haltung der Regierung den Verdacht zu begünstigen schien, der König beabsichtige, in der verstärkten und reorganisierten Armee sich ein Werkzeug zur Unterdrückung der inneren Freiheit zu schaffen. So nachdrücklich setzte sich der Landtag mit überwältigender Mehrheit der Vorlage der Regierung entgegen, daß der König an der Durchführung seiner Absichten verzweifelte und in seiner Gewissenhaftigkeit bereits erwog, die Krone niederzulegen und seinem Sohne Platz zu machen, der den Zeitideen näher stand. Das war die Krisis, in der Bismarck der Monarchie zum zweiten Male seinen starken Arm darbot. Von dem Kriegsminister Roon dem König als Retter zugeführt, übernahm er die Aufgabe, der Opposition zum Trotz die Heeresangelegenheiten durchzuführen. So wurde in schicksalsschwerer Stunde zwischen dem Fürsten und dem Staatsmann der Bund geschlossen, der einer der Hauptstützen der deutschen Einheit geworden ist. Nur im Besitz des unerschütterlichen Vertrauens, das ihm König Wilhelm, oftmals in schwerer Selbstüberwindung, darbrachte, des festen Anhalts sicher, den er an der Krone hatte, konnte Bismarck Pläne zur Durchführung bringen, die in der Kühnheit und Ungewöhnlichkeit ihrer Erfassung wie mit Rücksicht auf die Macht und Zahl der ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten kaum ihresgleichen finden.

Nicht leicht konnte der Anlaß, der am 24. September 1862 — Bismarck als leitende Minister an die Seite des Königs führte, — mit den eigenwillig preußischen Verhältnissen enger zusammenhängen, als es bei der Heeresfrage der Fall war. Im Hintergrund stand jedoch die deutsche Frage. Dem deutschen Beruf Preußens hatte König Wilhelm schon bei seiner Thronbesteigung unzweideutig Ausdruck gegeben, indem er erklärte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutsch-

land zusammen; als deutschem Fürsten liegt es mir ob, Preußen in derselben Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heil aller einnehmen muß“. Bismarck aber schreckte um Deutschlands willen auch von dem letzten Opfer, dem seines Rufes und seines Lebens, nicht zurück. „Was liegt daran“, antwortete er, „als man ihm die Möglichkeit ausmalte, als Volksfeind am Galgen zu sterben, wenn nur der Strick, an dem ich baumle, Preußen und das Haus Hohenzollern fest verbindet mit einem geeinigten, starken Deutschland“.

Glücklicherweise indes bedurfte letzteres eines so furchtbaren Opfers nicht. Im Gegenteil, dem Kühnen war das Glück hold; es gab ihm überaus schnell Gelegenheit, die deutsche Frage aus dem Nebel der Reden und Majoritätsentscheidungen in die klare Höhe der Taten zu erheben, und er ließ den gebotenen Anlaß nicht ungenützt vorübergehen. Die Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage bildet den Auftakt zu der gewaltigen Melodie, die Bismarck der erstaukten Welt vorzuspielen sich ansetzte. Die kühne Entschlossenheit aber, mit der er an die schärfste Frage herantrat, unbekümmert darum, daß der Konflikt mit der Landesmehrheit in ungemeinderter Schärfe fortbauerte, und daß das Mißtrauen Europas seine Schritte umlauerte, steht auf gleicher Höhe mit der diplomatischen Meisterleistung, mittels der er den Deutschen Bundestag ausschaltete, die Donaumonarchie wider deren Interessen in den Krieg mit Dänemark verwickelte und die Einverleibung der Herzogtümer in den preußischen Staat vorbereitete. Daß dieser letzte Punkt den offenen Bruch des Gegenstandes zu Österreich mit Notwendigkeit herbeiführen mußte, konnte Bismarck auf seinem Wege nicht nur nicht beirren, sondern lag durchaus in der Richtung seiner Politik, die um so bewundernswürdiger erscheint, als er diese nur unter dem heftigsten Widerstreben der eigenen Umgebung, vom König angefangen, durchzuführen vermochte.

Die Rechtfertigung des Unternommenen konnte unter solchen Umständen nur der Erfolg bringen. Dieser aber blieb nicht aus; bei Düppel und Alsen, bei Maaß und Königgrätz wurde Bismarcks Werk gerechtfertigt. Auf den Schlachtfeldern bewährte es sich, daß König Wilhelm sich das Instrument nicht hatte verkümmern lassen, das die ultima ratio der Könige und Staaten ausmacht. Aber nicht allein die militärische Ueberlegenheit Preußens trat zutage, der preußische Geist, die preußische Intelligenz hatten gesiegt; Preußen hatte sich in jeder Beziehung überlegen gezeigt und seinen Beruf zur Lösung der deutschen Frage glänzend und unwiderleglich bewiesen.

Besiegt wurde Österreich aus Deutschland herausgedrängt und von jeder unmittelbaren Teilnahme in den weiteren Geschicken des Landes abgeschnitten; Preußen mußte die Hände frei behalten, es konnte eine zweite Großmacht neben sich nicht mehr dulden. Über aber das Notwendige ging Bismarck keinen Schritt hinaus, sondern schonte in weiser Maßhaltung den auf dem Schlachtfelde niedergelagerten Gegner, in dem er bereits für eine zukünftige Gestaltung der Dinge den Freund und Bundesgenossen erblickte.

In der nämlichen staatsmännischen Ge-

stimmung aber trat Bismarck nunmehr auch vor seine Gegner im eigenen Lande und bat ihnen seinerseits durch die sogenannte Indemnitätsvorlage die Hand zum Frieden, obgleich — oder weil — die Opposition den Boden im Lande bereits verloren hatte. Im Laufe weniger Jahre schloß die Stimmung von Grund aus um; das „Kreuzige!“ dem großen Minister gegenüber verwandelte sich in „Sollanna!“, und der Name des eben noch bitter Gehaßten wurde von der Liebe und Bewunderung des Volkes zum Himmel getragen.

Bald ragten die Grundmauern des neuen Deutschlands oder seiner Vorstufe, des „Norddeutschen Bundes“, für den Bismarck innerhalb weniger Stunden eigenhändig die Grundzüge der Verfassung auf Papier warf. Er begnügte sich einstweilen damit, den Norden um Preußen zusammenzuschließen, in der Zukunft, daß die Zeit das Fehlende ergänzen werde. Und die Rechnung des großen Staatsmannes stimmte wiederum.

Noch einmal mußte deutsches Blut im Kampf um Deutschlands Ehre und Größe fließen, aber nicht wieder im Bürgerkrieg, sondern in der unentrinnbaren Auseinandersetzung mit dem Frankreich des dritten Napoleon. Es war der Zoll, den das werdende Deutschland der Mißgunst Europas zahlte; dank Bismarck aber erfolgte der Austrag erst zu einer Zeit, da Deutschland fähig war, ihn durchzuführen. Und dank Bismarck blieb Napoleon vereinzelt, während auf der anderen Seite die deutschen Südstaaten die Sache Preußens und des Nordens sofort als die ihre erkannten und ihre tapferen Truppen zu denen des Gegners von 1866 stoßen ließen. Da bewährte sich denn aufs neue in herrlichster Weise die Ueberlegenheit der deutschen Sache; das „Empire“ wurde nach wenigen Wochen weggeeggt, Frankreich aber mußte, nachdem seine Hilfsquellen erschöpft waren, einige Monate später die Bedingungen annehmen, die der Sieger ihm diktierte, und über Metz und Straßburg stieg die schwarz-weiß-rote Fahne empor.

In den drei Feldzügen, zu denen Bismarcks Politik die Grundlagen schuf, sehen wir die Kämpfe der drei größten Epochen der vergangenen preußischen Geschichte sich gleichsam wiederholen: die Gewinnung des Nordens im Feldzuge von 1864 krönte das Streben des Großen Kurfürsten, die Befestigung Österreichs 1866 erschien als das Vermächtnis Friedrichs des Großen, und die Niederwerfung Frankreichs 1870/71 setzte das Siegel auf die Taten Preußens in den Befreiungskriegen zu Anfang des Jahrhunderts. Bismarck erscheint dergestalt als der Vollender der Preußen gesehen Aufgaben, das sich jetzt sieghaft zu Deutschland erweiterte, an dessen Spitze es sich setzte. Noch im Feldquartier zu Versailles wurde das neue Reich begründet; auf den einmütigen Wunsch der Fürsten und Völker Deutschlands nahm König Wilhelm den Kaisernamen an. Allerdings war es kein Einheitsstaat, den man schuf, sondern ein Bundesstaat; maßvoll wiederum knüpfte Bismarck an das Vergangene an und vereinte in seiner Schöpfung meisterhaft Territorialität und Einheit, Fürstentum und Bürgerium; der Machtfülle der Zentralinstanz zum Gegengewicht aber gewährte er einen Reichstag auf Grund allgemeiner, gleicher und direkter Wahlen.

Damit war die äußere Form für die Neubildung Deutschlands gefunden. Sie mit le-

von Karl Wiegand und Ernst Ege, F. A. Geyers Drama „Herr und Diener“.

Am ehesten ließen sich Wesen und Werk des Schöpfers der deutschen Einheit in den breiten Formen des Epos und des Romans gestalten. Epische Versuche sind wohl unternommen worden, so von Georg Scherenberg in der Bismarckage „Die Kaiser-Grabenblume“, von Hermann Hofmeister in seiner neuzeitlichen Nibelungenmäre „Der eiserne Siegfried“, zuletzt von Gustav Trenfren in seiner „epischen Erzählung“, die trotz ihrer holprigen Hexameter manch poetische Schönheit birgt, aber die Kleinheit der Persönlichkeit des Dichters neben der des Helden in einer betrübenden Klarheit zeigt. Wie Achill eines Homer bedurfte, so braucht Bismarck einen großen Dichter, um ihn „lebzig zu machen“. Dieser ist auch im Bismarckroman noch nicht erschienen. Nur der Kuriosität halber seien erwähnt: Ludovica Heffels Roman „Von Brandenburg bis Bismarck“ (1872), Gabriel Sindels „Schach-Bismarck oder Seutten und Freimaurer“ (1884) und aus denselben Jahre die auf den Kanzler anspielende „altägyptische Haupt- und Staatsaktion“ im Ebersstil „Ramses und seine Freunde“. Spielhagen, der im „Neuen Pharao“ das Berlin Bismarcks schildert, läßt noch die Abneigung des Liberalen gegen ihn erkennen, während in Fontanes „Stecklin“ die allgemeine Bewunderung stark durchklingt. R. Th. Zingelers „Der Reichskanzler“ (1891) und Theophil Zollings „Bismarcks Nachfolger“ (1894) sind ziemlich schwache Unterhaltungsromane, ebenso Ferdinands Neubürgers „Bismarck in Kissingen“ (1899) und R. von Standfests Roman „Bismarck“ (1908). Auch das neueste Werk dieser Art von Karl Bleibtreu, dessen erster Band jedoch erschienen ist und Bismarcks Werden darstellt, ist ohne Wert. Eine sehr hübsche Dichtung von Bismarcks Geschlecht sind die Erzählungen „Zwölf Bismarcks“ von Walter Fier (1913), aus denen zwölf seiner Vorfahren plastisch heraustreten.

Ein Geist, Bismarcks würdig und ihm verwandt, braust an seinem Nebeltag im Sturm deutscher Siege und im Strom deutschen Opfer-

munts durch unser Land; aus ihm wird auch der Dichter ersichen, der uns statt der vielen „die“ deutsche Bismarckdichtung schenkt.

Bismarck in der Medaille.

Keinem Sterblichen wurden wohl bisher so viel Ehrungen, vor und nach dem Tode, zuteil, wie dem Schmied des Deutschen Reichs Fürsten Otto von Bismarck.

Hundert Jahre sind heute seit seinem Geburtstag, kaum 17 Jahre nach seinem Tode verfloßen; und schon ist die Bismarck-Literatur ins Unermeßliche gewachsen. In allen Kultur Sprachen sind Werke über den Kanzler erschienen, in alle Kultur Sprachen seine Schriften und Reden übertragen worden.

Groß ist die Zahl der Bismarck errichteten Denkmäler. Schon im Jahre 1902 wurden 309 ihm errichtete Standbilder, Gedenksteine, Obelisken, Säulen, Türme usw. gezählt.

Selbstverständlich ist es daher, daß auch die Zahl der dem Andenken des „Eisernen Kanzlers“ gewidmeten Medaillen groß sein muß. Das im Jahre 1913 abgeschlossene Werk des Münzsammlerkreises bestbekannten Bismarck-Medaillensammlers Bennert über Bismarck-Medaillen beschreibt 656 Gedenkmünzen, Denkmünzen, Medaillen, Jetons und Plaketten, die dem Andenken Bismarcks gewidmet sind, ohne, wie der Verfasser in der Vorrede seines Buches bemerkt, daß damit die Zahl der Medaillen erschöpft wäre.

Nun find seit dem Erscheinen des Buches bis heute wieder verschiedene auf Bismarck bezügliche Medaillen erschienen. Auch sein heutiger 100. Geburtstag wird den Sammlern gewiß eine ganze Reihe von Medaillen beschaffen, so daß man also wohl nicht zu hoch greifen wird, wenn man zum Schluß des laufenden Jahres die Anzahl sämtlicher Bismarck-Medaillen mit 700 angibt.

Als erster ist mit einer Medaille zum hundertsten Geburtstag Bismarcks Professor F. Sturm hervorgetreten. Er hat eine im Um-

fange von 11 Zentimetern gehaltene und in Bronze oder Eisen hergestellte Medaille geschaffen, die mit Recht darauf Anspruch erheben kann, als Kunstwerk zu gelten.

Die Medaillen, ganz gleich, ob in Gold, Silber, Bronze, Kupfer, Zinn, Messing, Eisen usw. hergestellt, sind oft wahre Kunstwerke der Kleinplastik. Sie sind daher sehr gut dazu geeignet, jedem, auch dem Ärmsten, ein Privatdenkmal des großen Einigers Deutschlands zu sein.

Nicht nur für die Sammler sollen sie bestimmt sein. Nicht in Schränke und Schließfächer verborgen gehalten, sie sollen vielmehr auch in den Kreisen Eingang finden, die sonst mit der Kunst wenig oder garnicht in Berührung kommen.

Den Kindern z. B., die im verfloßenen Schuljahre besonders fleißig waren, sollte zur Erinnerung an den unter so denkwürdigen Umständen erlebten und gefeierten 100. Geburtstag Bismarcks eine Medaille geschenkt werden. Sie braucht nicht unbedingt aus edlem Metall zu sein. Ein Stück aus Bronze, Zinn, Kupfer oder Nickel tut's auch. Aber gut ausgeführt, ein Kunstwerk muß die Medaille sein. Kein elendes Machwerk, kein Kitsch. Zweierlei würde hierdurch erreicht werden: das Andenken des Kanzlers, dem das deutsche Volk heute sein einmütiges, vereintes Abschlagen des Ueberfalls der Feinde verdankt, würde in würdiger Weise gefeiert und das Kunstverständnis, der Kunstsinne der Kinder geweckt und gepflegt werden.

Hier bietet sich den Kunstaposteln, die immer predigen: die Kunst ins Volk!, die beste Gelegenheit, ihren Worten die Tat folgen zu lassen, ihre Ideen zu verwirklichen.

Vom „tollen Bismarck“.

Unter den pommerischen Herren tauchte um 1840 eine eigenartige und feisame Gestalt auf: Otto von Bismarck, der Herr auf Kniephof. Eine glänzende Erscheinung, umweht vom Schimmer der großen Welt, heimisch am Hofe,

von weiten Reisen heimgekehrt, von denen er mit blendender Erzählerkunst zu reden wußte, war der elegante ritterliche Mann im blauen Frack mit dem blonden Bart, der klaren Stirn und den durchbohrten Augen zugleich ein trefflicher Landwirt, ein echter Junker, der nirgends das Spiel verdrängte.

Wie er im Salon die Blicke aller und besonders der Damen auf sich zog, die ein prickelndes Gefühl schaudernder Bewunderung vor diesem „Löwen“ empfanden, so war er auch auf der Jagd, im Wirtshaus, beim Spiel stets der erste, ein tollkühner Draufgänger, der alle anderen mit sich fortzög.

Bald erzählt man sich vom „tollen Bismarck“, wie er allgemein genannt wurde, die abenteuerlichsten Geschichten. Besonders war er wegen seiner unerschütterlichen Sicherheit im Pistolenfechten berühmt und berüchtigt; er hat selbst später gern von dieser Kunst seiner Jugend erzählt: „Meiner fünf Rügeln auf das Fensterkreuz auf 30 Meter bin ich stets sicher gewesen“, oder „als junger Mann habe ich ein so gutes Pistol gehabt, daß ich damit Papierblätter auf 100 Schritt getroffen und Enten auf dem Teiche die Köpfe abgeschossen habe“. Ein Kumpan dieser Tage, der Landrat von Marnitz, berichtet, wie er einmal bei Bismarck in Kniephof übernachtet habe und die Gäste nach einer „schweren Nachtsitzung“ um 1/2 Uhr von dem Gutsheeren geweckt werden sollten; sie verschloßen aber die Tür und schoben mit äußerster Kraftanstrengung einen schweren Schrank davor, damit er nicht herein könne. „Um 1/2 Uhr ruft Bismarck vor der Tür: „Seid Ihr fertig?“ Keine Antwort. Er drückt vergebens auf die Klinke und stößt mit dem Fuße die alte Tür ein, kann aber des Schrankes wegen nicht weiter. Bald darauf ruft er im Hofe: „Seid Ihr fertig?“ Kein Laut. So gleich krachen zwei Pistolenentladungen, die Fenster scheiben klirren, und Raik von der angeschlossenen Decke fällt auf das Bett meines Gefährten. Da gibt dieser das Spiel verloren, bindet ein Handtuch an seinen Stock und steckt es als Friedensfahne zum Fenster hinaus.“

Mit der Pistole war er stets ebenso schnell bei der Hand, wie er es als Student mit dem

bendigem Instinkt zu erfüllen, war die Aufgabe, die sich nun darbot: eine Aufgabe freilich, die nicht von heute auf morgen gelöst werden konnte. Noch gegenwärtig, fünfundzwanzig Jahre, seit Bismarck das Steuerruder des Staatsschiffes in andere Hände legen mußte, und siebzehn Jahre, seit sein müder Leib in die Gruft gefenkt wurde, um von den fast übermenschlichen Mühen des Erdenlebens auszuruhen, ist die Entwicklung, die 1871 ihren Ausgang nahm, nicht abgeschlossen. Aber die ersten und vielfach schon die für die neue Richtung entscheidenden Schritte haben wir noch zu Bismarcks Zeit und unter seiner Leitung zurückgelegt, wobei selbst auf Gebieten, die ihm ursprünglich fern lagen, die überragende Größe des Reichsgründers immer wieder zum Durchbruch gekommen ist. Im Innern bleibt mit dem Andenken an den größten Staatsmann, der je in deutschen Gauen erstanden ist, vor allem die Sozialreform unlosbar verknüpft. Bismarck hatte die große Aufgabe der Zeit, daß Staat und Monarchie den arbeitenden Klassen die Hand reichen und den auf ihnen vor anderen lastenden Druck mildern müsse, nicht nur begriffen, sondern auch als erster die Durchführung in die Hand genommen, mit dem Ergebnis, daß die Millionen der deutschen Arbeiter gegen Krankheit, Unfall im Beruf, Alter und Invalidität versichert und auf diesem Wege von dem schweren Druck des Arbeitsverhältnisses um ein bedeutendes erleichtert wurden, und zwar auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung.

Die gewaltigen Taten Bismarcks haben nach außen hin die Wirkung gehabt, dem Deutschen seinen vollberechtigten Platz in der Gemeinschaft der Kulturvölker anzuweisen. In der ersten großen internationalen Krise nach 1870, als der Russisch-Türkische Krieg die Orientfrage drohend aufrollte, trat Bismarck als „ehrlischer Makler“ unter die streitenden Völker, und in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs tagte der Kongreß, auf dem unter dem Vorsitz des deutschen Reichskanzlers die Verhältnisse Europas auf eine neue Grundlage gestellt wurden. Die Reichshauptstadt Berlin aber erhielt damals die Weihe zur Weltstadt. Andererseits durchmaß der Deutsche jetzt mit erhöhter Zuversicht die Welt; der mächtige Schutz des deutschen Namens und eine, wenn auch zunächst noch kleine Flottenflotte stand hinter ihm, wohin immer er sich wandte. Eine größere Perspektive aber eröffnete sich, als Bismarck in den achtziger Jahren nach längerem Zaudern sich entschloß, Deutschland über das Weltmeer zu führen, transozeanische Kolonien zu dauerndem Besitz zu erwerben. Noch über die unmittelbare Bedeutung hinaus, die das ferne „Neu Deutschland“ für das Mutterland gewinnen mochte, bekundete der Übergang des letzteren zur Erwerbung von Kolonien seinen Entschluß, eine größere, die Welt umspannende Politik zu betreiben. Es entsprach das der Forderung des mächtig gesteigerten Latendranges und Unternehmungsgestes, der im Volke der Denker seit 1870 zur Entfaltung gekommen war. Nicht minder führt die friedliche Eroberung der Welt, die der deutsche Gewerbesiege neuerdings mit glänzendem Erfolg in Angriff genommen hat, in ihren Antrieben auf die Zeit Bismarcks und dessen umsichtige Sorge für die Erhaltung des äußeren Friedens zurück.

Schläger gewesen war und erklärte den Zweikampf für junge Männer unter bestimmten Verhältnissen für so unethisch, „wie das Frühstück“. In seinem ersten Zeitungsaufsatz, in dem er mit kräftigen Worten für Parforcejagden eintrat, zugleich dem ersten politischen Zeugnis für seine Stellungnahme in dieser Zeit, winkt er zum Schluß dem literarischen Gegner, auf dessen Aufsatz er erwidert, sehr deutlich mit der Pistole. Ebenso unbeflegbar war er im Trinken, besonders bei der „Kriegsbottle“, einem Gemisch aus Champagner und Porter. Derbe Neckereien waren sein Hauptvergnügen, und wie er im klatschhaften Salon einer bekannten Dame trotz seiner Abneigung gegen alles Lügen seiner Phantasie die Zügel schießen ließ und die abenteuerlichsten Geschichten in Umlauf brachte, so hielt er auch seine Freunde zum Narren, so wenn er einen sehr auf Anstand haltenden jungen Husarenleutnant mit Rot bespritzte und „obendrein in seckranker Verfassung“ in eine sehr vornehme Gesellschaft brachte oder einen durchsichtigen Freund durch das plötzliche Dazwischenschleudern einer leeren Champagnerflasche zu Tode erschreckte.

Auf seinem Kaleb, einem großen schnellen Braunen, galoppierte er durch Nacht und Sturm, und je toller das Wetter, desto besser für ihn. Von den schweren Stürzen, die ihn dabei des öfteren an den Rand des Grabes brachten, hat er noch als Greis gern gesprochen: „Wir ritten, was die Pferde lassen wollten. Da hörte mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Ich verlor zuerst die Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, da hatte ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Teil meines Denkvorganges war ganz gut und klar, die andere Hälfte war weg... Ich erinnere mich noch eines andern Sturzes. Da ritt ich rasch durch junges Holz in einem großen Walde, weit weg von zu Hause. Wie ich über einen Hohlweg wollte, stürzte ich mit dem Pferde und verlor das Bewußtsein. Ich muß wohl drei Stunden ohne Bewußtsein dagelegen haben, denn es war schon dämmerig, als ich aufwachte. Ich

Seine in Wort und Tat bekundete Friedensliebe, sowie die Kistungen und Bündnisse, mit denen er diejenigen in Schach hielt, die der Meinung zur Störung des Friedens verdächtig schienen, gewährten Deutschland die Möglichkeit, den reichen Gewinn, den seine Kriegstaten ihm eingebracht, in langdauerndem Frieden in die Scheuern zu bringen.

Neid und Scheelfucht des Auslandes dem aufsteigenden Deutschland gegenüber hat freilich auch ein Bismarck nicht auszuweichen vermocht. Sie sind vielmehr, je glänzender der Stern Deutschlands aufging, desto üppiger ins Kraut geschossen und haben es endlich dahin gebracht, daß der hundertjährige Geburtstag unseres großen Führers zur Einheit und Macht uns im erbitterten Kampf um unsere staatliche, nationale Existenz vorfindet. Der nicht verhehlte Zweck des unnatürlichen Bundes unserer Gegner ist es, die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre rückgängig zu machen; Deutschland soll auf den Punkt zurückgebracht werden, an dem es sich befand, als Bismarck zuerst den preussischen Ministerseß einnahm. Der Kampf geht also um die Errungenschaften der Bismarckschen Zeit. Aber diese zeigen sich fester eingewurzelt, als unsere Feinde gewähnt haben: sie sind fester, unverrückbarer Besitz des ganzen deutschen Volkes geworden, das entschlossen ist, sie bis zum letzten Blutstropfen festzuhalten. Noch ist die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfelde nicht gefallen, aber schon schwellt bereitete Siegeshoffnung jede deutsche Brust. Unter dem Schatten Bismarcks hat sich die Nation in allen ihren Schichten fester zusammengefaßt, als je und einen unzerstörbaren Damm gebildet, an dem der Anprall der übermächtigen Gegner bisher gescheitert ist und nach menschlichem Ermessen auch ferner und endloslich scheitern wird. Im unerschütterten Standhalten der Kämpfer an der Front und in den mannigfachen Opfern, die die in der Heimat Verbliebenen für das Vaterland ohne Dank und Murren auf sich nehmen, flattert das deutsche Volk Otto von Bismarck an dessen hundertstem Geburtstag seinen Dank ab.

Die Persönlichkeit des alten Bismarck.*)

Von Prof. Dr. Erich Maras.

Die Tragik des Genius und des Alters hat niemals ergreifenderen Ausdruck gefunden als in den Briefen, die Bismarck in der Mitte der neunziger Jahre an die ihm vertrautesten unter den Lebenden schrieb — in den Monaten vor und nach dem Tode der nächsten unter allen, seiner Frau (27. November 1894). „Die Leidenschaften der Menschen vertilgen sich gegenseitig, die Politik war die stärkste Fresselle in meinem Frischteich, sie fraß alle anderen und wurde mir schließlich dann selbst zum Eckel. Wollte ich sie heute betreiben, so wäre es eine Landpartie in Regen und Schmutz... Aber ich wäre gern ohne düsteren Blick in die Zukunft des Landes und unserer Kinder aus diesem Leben geschieden. Der Gedanke nagt mir am Herzen; ich lebe zu

*) Aus dem in diesen Tagen bei J. G. Cotta in Stuttgart erscheinenden Buche „Otto v. Bismarck“ des bekannten Bismarck-Biographen.

hatte meine Geisteskräfte noch nicht ordentlich wieder. Ich muß wohl 15 Schritt fortgeschoben sein und war an eine Baumwurzel gefallen, und als der Doktor nachher den Schaden besah, sagte er, es wäre gegen alle Regeln der Kunst, daß ich nicht den Hals gebrochen hätte.“

Etwas ganz Aehnliches passierte ihm bei einem Ritt von dem Badeort Polzin, wo er die ganze Nacht getanzt hatte. Ueberhaupt war er viel an der Nordsee, badete, segelte und fischte und hat in seinem Fischerboot manch ernsthaften Sturm erlebt. Eine dämonische Gewalt ging schon damals von seiner Persönlichkeit aus, und die pommerischen Bauern raunten sich zu, der wilde Bismarck sei ein Geächteter, der sich gegen seinen König erhoben; zur Strafe mußte er nun den Völkart tragen, der damals etwas Neues und Fremdes war, und alle Jahre in der Silvesternacht käme der Scharfrichter und schnitte ihn ihm ab.

Die Volksphantasie, die so unheimlich Mythisches von ihm gebaute, ahnte vielleicht doch einen tieferen Zusammenhang. Unbefriedigtes Sehnen, Verzweiflung und Trübsinn haften auf dem Grunde dieser gewaltigen Seele, die sich in Tatkraften und Abenteuern zu betäuben suchte. „So sitze ich hier“, schrieb er an den Studienfreund Scharlach aus Kniephof, „unverheiratet, sehr einsam, 29 Jahre alt, körperlich wieder gesund, aber geistig ziemlich unempfindlich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern. So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere Wünsche oder Befürchtungen zu haben, ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand.“ Der Sturm und Drang, der bereits in den Studentenjahren so mächtig aufgeloht, hatte nun seinen Höhepunkt erreicht, bevor die Einkehr und die Bekehrung kamen. Wie Shakespeares Prinz Heinz, wie der junge Friedrich der Große oder der junge Goethe ist auch der tolle Bismarck uns teuer als der laute ungefüme Verkünder des nahenden Genius.

lange... „Was mir blieb, war Johanna. Und heute alles öde und leer. Ich schelte mich undankbar gegen so viel Liebe und Anerkennung, wie mir im Volke über Verdienst geworden ist; ich habe mich vier Jahre hindurch darüber gefreut, weil sie sich auch freute, wenn auch mit Zorn gegen meine Gegner, hoch und niedrig. Heute aber ist auch diese Freude in mir verglimmt, hoffentlich nicht für immer.“ Man weiß, sie glomm im nächsten Jahre, dem Jahre seiner Feste, wieder auf. Daß Feuer und Liebe ihm seine Vergangenheit nicht erlösen konnten, versteht sich. Er hatte sich in Jahrzehnten nach ungestörter Ruhe des Landlebens geseht: er konnte sie so wenig ertragen, wie Friedrich II. dessen Sehnsucht ähnlich war, die Ruhe der Mäusen ertragen hätte: Glück war ihnen beiden doch nur, mit all seinen Schmerzen und Bitterkeiten, ihr Beruf, der politische Kampf.

Und doch liegt über dem Bilde des greisen Bismarck zugleich der Zauber die der Friedrichsruher Welt: so hat es sich damals, inniger und näher als zuvor, seinen Volksgenossen in die Seele geprägt. Tausende sahen ihn, im langen Mantel, mit Mütze und Stock, mit dem breiten Hute, unter den Baumwipfeln seines Waldes, und Tausende blieben in sein Haus und sein tägliches Dasein hinein. Man kannte ihn, inmitten der Seinen, oben am langen Tische, speisend — noch immer trotz aller Reiben und mancher Verhate, in reckenhafter Freude am natürlichen Genuß; lebend, zwischen den großen Hunden, die ihn behüllten, in seinem Munde die große Weisheit, die großen Beschlüsse in seiner Hand; plaudernd, in all der entscheidenden Feinheit und all der blickenden Frische vergangener Tage; umgeben von der Frau, die sein Leben erwärmt hatte und es mitliegend und mitfassend hegte, bis ihr eigenes erschöpf, von Kindern und Enkeln, von den Freunden des Hauses aus Nord und Süd, den Hamburger Nachbarn im Sachsenwalde, dem Maier und dem Warte aus Bayern: alles unbefangene, urprüngliche und ohne Scheu. Die selbstlos dankbare Liebe seines Volkes hatte ihn — es gibt nichts Bezeichnenderes für den großen Kämpfer — menschlich überrascht; er staunte, und er freute sich ihrer; und er gab, ohne es zu wollen und zu ahnen, über alle seine politischen Gaben dieses Jahrzehntes, über alle seine Mahnungen und Lehren hinaus, als kostbares Gegen Geschenk den Deutschen den freien Blick der großen Persönlichkeit.

Das Ende seines Lebens knüpfte an seine Anfänge an: das Menschliche an ihm schloß sich zur sichtbaren Einheit zusammen. Er war jetzt ganz, was er im Grunde immer gewesen war: der Landbesetzer. Er lebte in Wald und Feld; er war unzähligen Besuchern ein ländlich gaffender, unbefangener, spendender Wirt. Er hatte das Geld immer verachtet; wenn er je einmal darum gekämpft hat, so geschah es in frühen Tagen aus Not, in späten aus Rechtsgefühl oder wenn man will aus Trost; er hat seine Macht und sein geheimes politisches Wissen niemals zugunsten seines Vermögens ausgemünzt, er dachte gar nicht daran; er gehörte dem ererbten Triebe, den Ueberfluß seiner Einnahmen immer wieder in Landbesitz festzulegen. Er blieb auch dem Staate gegenüber Zeit seines Lebens Edelmann. Er suchte die Achseln über den deutschen „Unterschied“ der Sucht „nach Treiben“, nach Orden und Rang; auch als er

Fürst und Kanzler war, stand das Selbstgefühl nicht nur des Genius, sondern des Herrn von Bismarck hoch über allen Ehren der Stellung und der Höhe. Er, der den Staat als Macht verkörperte, blickte allzeit mit elementarem Mißtrauen auf den Staat als die Organisation des Schreibertums. Der Gegenstand gegen die Bürokraten, die Geheimräte, die Paragraphen, gegen die Weisheit des grünen Tisches, gegen alle nachwirkende Überlieferung des mechanisierenden Polizeistaates im modernen Staate, derselbe Gegenstand, der ihn von früh auf den Angestellten nahegeführt hatte, Gegenstand und Angewandtheit zugleich, begleitete ihn durch seine Politik; er war unzufrieden, daß er der ländlichen Selbstverwaltung nicht freieren Boden zu bewahren vermocht hatte; er verabscheute kollegiale Behörden von Zugend auf, aus der zeitlosen Selbstherrlichkeit seiner Person und aus der historischen Empfindung des Aristokraten heraus, der seinen ländlichen Lebenskreis allein erfüllt. Zu den Hohenrollern stand er immer in der geistigsmäßigen Treue des Ba'allen, durch dessen Seele immer auch ein Rest des scharfen ländlichen Stolzes weht: die letzten Jahre brachten es wieder ganz erloschen heraus, wiewol von dem altmärkischen Abstriche, den Friedrich Wilhelm I. bereits 1722 dem Bismarck vorgeworfen hatte, in ihm weiterlebte. Hinaus und Freiheit, beides war ihm ererbtes Bedürfnis, sein Herz verlangte danach, sie zu vereinen. Er hat oft ausgesprochen, daß er seinen Königen am liebsten als Offizier gedient haben möchte: auch das war seine Lieblingseigenschaft. Er hatte auf den Höhenpunkten seines Wahren mit der Arme, mit den Generälen um die Macht gerungen; aber er war stolz darauf, daß die Arme ihn Unendliches zu danken hatte, und sein historisches Kleid bleibt die Uniform.

Jetzt freilich hatte der Rock des Gutsheeren auch er verdrängt. Er hatte aufgegeben, als ihn 1897 der Erwerb von Varin, nach langen städtischen Jahren, wieder auf dem Lande ganz heimlich machte: der Zusammenhang riß seitdem nicht wieder ab. Die Stübchen erkanteten über seine unehreue Kenntnis der ländlichen Natur: sie lag in schlichter Liebe und tiefer Freude zum Einfachen hinunter, zu jeder Blume, zum verirrten Vogel, den er bemitleidete und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Jammer durchschüttelte. Er besaß sich seine ländliche Welt, er spiegelte in ihr seinen Mut und seine Kampflust, seinen Stolz und seine Zartheit. Er konnte früh als Säuger beobachten, abwarten, auslösend handeln; er sah spät in dem Wandel des Jahres mit Ernst und Schmerz mit dem ewigen Wechsel von Leben und Tod. Nur des ersten Vorfrühlings mochte er sich verlos freuen: in aller späteren Entfaltung mochte sich doch schon Verwelken und Sterben an. Er sah einen Mückensturm und sprach mit leiser Traurigkeit von der Lebensverfälschung der Natur: am Abend ist das alles hin, so nichtig ist das Dasein. Er träumte gern, und Wehmut und Sehnsucht lagen ihm immer nahe, wenn er sich selbst gelehrt durfte. Ist das ein Rest der Romantik, die bereits so breit und weich durch seine Seele hingerauscht war? Er hatte sie in seinem Berufe, in seiner Lebensansicht völlig überwunden und war für Deutschland zu ihrem Gegenpole geworden:

Bismarck nicht wieder erkannt.

Fürst Bismarck reiste 1871 zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden nach Frankfurt a. M. in Zivilkleidern. Als er in dem von früher her ihm schon bekannten Gasthose abstieg, erlaubte sich der Oberkellner die Bemerkung, daß er Se. Durchlaucht beläufig nicht erkannt habe. „Ja, mein Lieber“, entgegnete der große Staatsmann, „den Herren Franzosen ist es ähnlich ergangen wie Ihnen. Die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhaben.“

Die ägyptische Frage.

Fürst Bismarck wurde einst von einem, gern das große Wort führenden und gegenüber dem Reichskanzler etwas zudringlichen Industriellen gefragt: „Nun, Durchlaucht, wie sieht es jetzt mit der ägyptischen Frage?“ Sehr ruhig antwortete ihm der Fürst mit seiner „würstigen“ Miene: „Das weiß ich nicht, Herr Kommerzienrat, ich habe heute die Zeitungen noch nicht gelesen.“

„Niemals“.

Als Fürst Bismarck nach der Ablehnung seines Abschiedsgesuches, die von seinen Kaiser Wilhelms I. mit dem bekannten Worte: „Niemals“ erfolgte, wieder Audienz bei dem Kaiser hatte, äußerte sich dieser, veranlaßt durch das durch Fränklichkeit und Alter motivierte Abschiedsgesuch, wörtlich dahin: „Ich bin viel älter als Sie und reite sogar noch.“ Worauf Bismarck erwiderte: „Ja, Majestät, der Reiter hält es immer länger aus, als das Pferd.“

In Friedrichsruh.

Bismarck begegnete eines Tages unverhofft mehreren jungen Damen im Park von Friedrichsruh in dem Augenblick, als sie Blätter abpflückten, um sich damit zu schmücken. „Aber meine Damen“, redete er die Ueberfachten an, „wenn jeder Besucher nur ein Blatt aus dem Garten mitnehmen wollte, würden hier bald auch noch Bäume übrig bleiben als Haare auf meinem Kopfe.“

Bismarck = Anekdoten.

In Stuttgart erscheint bei dem Verleger Robert Luz eine rasch sich erweiternde, schon auf 18 Bände angewachsene Anekdoten-Bibliothek, deren erster Band eine Sammlung von Bismarck-Anekdoten enthält. Aus dieser Fülle heiliger kleiner Bismarck-Erinnerungen, die für jeden Deutschen von großem Interesse sind und uns den Kanzler menschlich nahe rücken, bringen wir nachstehende Auszüge mit Erlaubnis des Verlegers zum Abdruck.

Bismarck und der Berliner.

Fürst Bismarck arbeitete einst auch beim Stadtgericht in Berlin. Eines Tages nun hatte er einen Berliner zu vernehmen, welcher durch Unvorsichtigkeit die Geduld Bismarcks so erschöpfte, daß dieser plötzlich aufsprang und diesem zurief: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Gerichtsrat, als Chef Bismarcks, klopfte diesem, seinem erbotenen Auskultator, freundlich auf die Schulter und sagte beruhigend, doch wohl auch im verweifelnden Sinne: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!“ Daraufhin wurde die Vernehmung fortgesetzt, es dauerte aber nicht lange, so geriet Bismarck über die Dreistigkeit seines Inkulpaten abermals in Hitze, erhob sich erregt vom Stuhle und donnerte jenen mit den Worten an: „Herr, menagieren Sie sich endlich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“ Gegen die scharfe Logik Bismarcks konnte auch sein Vorgesetzter nichts einwenden.

Sechshundsechzig.

Es wird erzählt, daß König Wilhelm den Fürsten Bismarck beim Beginn des französischen Krieges gefragt habe: „Was machen wir nun mit Frankreich?“ „Wir spielen mit ihm Sechshundsechzig“, soll dessen lakonische Antwort gewesen sein.

von allen Auswüchsen der Romantik, von ihrer melancholisch spottenden Auflösung der Lebenswerte, die sie doch schwärmend verehrt, war in seiner klaren Männlichkeit längst kein Hauch übrig geblieben. Der Zug zu durchsichtiger Schwermut, der in ihm blieb, ist wohl älter in ihm als alle romantische Einwirkung und stammt, wie deren Möglichkeit selbst, aus den zeitlosen Tiefen der deutschen Empfindung und so aus dem innersten Kerne seines ursprünglichen Wesens — ganz wie der Zug zum Schmerze, zum Wiktort, der ihm von Kindheit an eigen war und der dem norddeutschen Landmann ein stiller natürlicher Erbschaft ist. Bei Bismarck war das Epigramm, von Jugend auf, unliterarischer Herkunft; unliterarisch sahen wir den Schriftsteller Bismarck bleiben bis zuletzt. Ein Künstler war in ihm: aber ein bewußter und niemals gewollter. Er hat wohl, als eine junge Freundin, der er schone und von ihm liebevoll gepflegte Durchblicke wies, den Gutsheeren von Barzin scherzend besäufelnde Wünsche, wie er die Landwirtschaft so ästhetisch treibe, mit Ernst geantwortet: gewiß, und das müßte man bei allen Dingen tun. Er sah in seiner Welt mit liebevollen Augen das Schöne; er hatte den feinsten Sinn für die Schönheit, die empfindlichsten Organe für jede Uebertreibung und jede Unnatur; er hat in Briefen und Reden und Denkschriften das Feinste und das Größte wundervoll gesagt. Das wurde ihm nie zum Selbstzweck; er hätte es dann als Absicht und als Veroberung verworfen. Aber die Tiefe seines Wesens füllte dieser natürlich künstlerische Drang. Auch die Feinheit seiner Nerven, die Erregbarkeit seiner Stimmungen, die Heftigkeit seiner Gemütsreaktionen hatte etwas von Künstlerart. Er entzückte seine Umgebung durch die Unmut in Bewegung, Ton und Gefühl; er war voll einfacher Vornehmheit und Güte. Er kann, halb scherzend, halb ernsthaft, mit einem Zuge von Natürlichkeit, von Luft zum Fabulieren, den Lebensregeln nach und machte sich das Ewige gelegentlich fast wie Martin Luther in ganz menschlichem Bilde aus, wobei ihm die Gottheit in ihrer Aufgabenfülle etwa wie ein Fürst mit befehlenden Ministern vor die spielende Phantasie trat. Nach allem, was wir wissen, und was wir erschließen können, blieb ihm, hoch über solchem lebenswürdigen Spiele, der Gottesglaube bis an das Ende erhalten — vielleicht einmal von harten und leidenschaftlichen Erlebnissen im Augenblicke geschüttelt, allem Dogmatischen wohl immer weiter entzückt, aber ein Glaube und ein persönlicher Verkehr von tragender Kraft. Er hat mit seinem Gotte gesprochen und zu ihm gebetet. Dem Manne der Wirklichkeit, der Beobachtung, der Mäßigkeit blieb dieser Bereich geweiht und über alle Wissenschaft erhoben. Es ist nicht wahr, daß er naturwissenschaftlich gedacht habe: gerade der Naturforschung gegenüber blieb er skeptisch, er schöpfte vielmehr aus der Geschichte. Und auch in ihr suchte er nicht das allgemeine Gesetz, sondern die lebendige Kraft. Er wußte sehr gut, wie gebunden der Einzelne ist, und daß die Verhältnisse auch den Staatsmann führen und beschränken und ihm gebieten; aber nicht minder, daß nur der Einzelne Taten vollbringe. Er lernte aus den Erfahrungen der Vergangenheit nicht Regeln des mechanischen Geschehens, sondern Regeln der politischen Praxis; ihm spiegelte auch die Geschichte das Schicksal wider, was in ihm selber war, die entscheidende Kraft der großen Persönlichkeit. Und über allen den Feinheiten seiner reichen Natur stand in ihm selber doch, als das zweifelhafte Herrschende, diese Kraft.

Er kam aus festgelegten Verhältnissen her und hat in ihnen gestanden bis zuletzt; das Königtum der Hohenzollern umhagte ihn, auch wo er ihm einmal widerstand, als selbstverständlich obere Gewalt. Ihr und den anderen Gewalten, die seine Geschichte hinabdrückten, dem preussischen und dem deutschen Staate hat er sich dienend eingeordnet, er blieb ein Mitglied dieser gewachsenen Welt, und von der alles sprengenden Selbstherrlichkeit dieses konservativen Helden nichts. Aber revolutionäre und sprengende Kräfte wirkten bei all dieser Selbstbeschränkung auch in ihm: das Widerpiel von Einordnung und Auflehnung, von persönlicher Souveränität und sachlicher Hingabe erfüllt sein Wesen mit innerem Kampfe und erklärt sein stetes Rühren. Er erkannte die Lebenskräfte, die ihn umgaben, an, er liebte sie, und sein Pflichtgefühl war von hoher Sachlichkeit — aber er war persönlich größer als sie und was er vollbracht hat, vollbrachte er durch die überragende Stärke seiner Person. Seine Leidenschaft war es, die ihn zum Helden machte; über allem Sachlichen und über aller Zerknirschtheit war sie für ihn die eigentliche bewegende Kraft. Wir spüren in ihm das Entgegengesetzte nebeneinander, abwartenden Willen und zuckende Reizbarkeit, selbstbezwingende Mäßigung und gewitterhaft stürmenden Zorn; wir fragen, ob es die Mischung seines Blutes aus Bismarck und Menschen war, die diese Gewalten in ihm neben- und gegeneinander gesetzt und in seinem Leben sich kämpfend entfaltet hat. Wir finden ihn stark und weich, tatendurstig und wehmütig, wir finden Gemütsbedürfnisse, die in seiner Jugend durchdrungen durch alles Ausstoben triebhafter Kraft, und die das Leben des Mannes und des Ministers stetig durchwärmten. Er liebte die Musik und ließ sie, bis in sein Alter, zu sich kommen, er liebte die ringende Tiefe Beethovens und die Schlichtheit des Volksliedes; er war

kein Kenner, er schöpfte persönliche Nahrung aus ihr. Er griff zu den Klassikern unserer Dichtung, er las nach 1890 wieder den „Julius Caesar“, die „Kämpfer“, den „Wallenstein“. Der Genius der Wirklichkeitsbetrachtung, des sprachlichen Maßes, dem wir ihn unwiderrücklich zuordnen, Goethe, war ihm sonderbarer- und doch begreiflicher Weise am fremdesten; er war ihm zu beherrschend. Er lebte wohl im „Faust“; charakteristisch, daß er ablehnte, ihn seine Bibel zu nennen, er kenne nur eine heilige Schrift; aber auch so war es nur der erste Teil, dem alten Goethe verschloß er sich. In Schillers gewaltigem Lebensstrom fand er sein eigenes dramatisches Temperament, in den Schicksalen seiner historischen Helden sein eigenes Blut und seine eigene Tragödie wieder, den „Wallenstein“ las er in tiefer Nacht zu Ende und kam von der Spannung nicht los, als habe er ihn nie zuvor gekannt; und Shakespearisch war sein eigenes Wesen von Jugend an. Auch in seinen Dichtern suchte und fand er sich selber, auch die Dichtung war ihm nicht künstlerischer Genuß, sondern Nahrung für die Bedürfnisse seines Empfindungslebens. Er sollte harmonisch werden, so riet ihm nach der Entlassung Graf Kesselring; die unwillig erstaunte Antwort läßt auf den Grund seiner Seele blicken: „Wozu soll ich harmonisch sein? Bismarcks handelnder Genius war nicht auf Bescheidung und nicht auf inneren Ausgleich gekehrt, nicht auf die Schönheit der Regel, sondern auf die Kraft der Selbstbetätigung des mächtigen Einzelnen. Wie weicht er von dem Goethe ab, den Goethe selber aus sich machen wollte, von dem Manne der Selbstbeherrschung und der Selbstgestaltung: wie weichen seine Denkmäler, unreflektiert, auf den bleibenden Kampf gerichtet, von Goethes wissenschaftlich-künstlerischer Selbsterklärung und Selbstdarstellung ab. Was in Bismarck Künstlertum war, das wirkte als Nebentrieb, formgebend, als ein verfeinern und entzückender Hauch, aber niemals als führende, das ganze Leben meißelnde Kraft. Was er an Selbstbeschränkung, an Zwang zur Unterordnung seiner Leidenschaft nötig hatte, das gab ihm die Religion, und auch in seiner Religion stieß sich Selbstherrlichkeit und Demut; was er an sittlichen Gewalten in sich trug und brauchte und betätigte, das war einfach und elementar; ein System konnte er nicht vertragen, und eine Bindung seiner Kräfte durch ein ästhetisch-sittliches Persönlichkeitsideal, wie das Goethesche, hätte ihn gelähmt. Auch in Goethe wehrte sich das Titanentum ja immer wieder gegen solche Bindung, gegen seine Resignation; er aber war Künstler und Weiser, Bismarck war der Mensch der Tat. Er brauchte die inneren Gluten, die in ihm brodelten und drohten, zum Schmelzen von Stahl; er sprühte sie achlos aus über die Welt ringsum, und ließ die zerbrechenden Kräfte in Flammen aus sich hervorgehen, das forderte sein Beruf. Er war der Staatsmann, der sich selber betätigen wollte und mußte; er wuchs über sich selber, über seinen Stand hinaus und wurde auf der Höhe seines Lebens zum Inbegriff von Staat und Nation: aber er konnte beides nur schaffen und erhalten durch die Entfesselung und nicht durch die Fesselung seiner persönlichen Stärke. Sie sog lebenslang ihre Kräfte aus dem Boden des Hauses, der Liebe, der einfach zarten Empfindung; sie wurde gesteigert durch die Reizbarkeit, durch die selbstverwundende Leidenschaft; aber wo ist im Grunde ein Widerspruch zwischen diesen Eigenschaften, die sich in ihm drängten und stießen? Alles lebendige Menschentum ist aus Gegensätzen gemischt, das größte und schöpferischste aus den größten; ich frage nach dem Genius, dem die Qual und die Kraft dieser Spannungen fehlte, und finde unter den Künstlern — vielleicht — ganz wenige, unter den Herrschern wohl keinen. Wer die Beschreibung von Bismarcks Seelenleben auf diesen Ton der Widersprüche abstimmt, der vergräbt den Ton. Dem Deutschen, so scheint mir, sind diese Gegensätze von zart und rauh, von Güte und Beschaulichkeit und von stürmisch zorniger Gewalt, das Nebeneinander von schlichter menschlicher Liebe und von ausbrechender Leidenschaft, etwas ganz Selbstverständliches von Hause aus, das uns begreiflich und gar nicht erstaunlich erscheint. Wir kennen diese feinen und diese gefährlichen Mächte in Luther und finden da Blut von unserem Blute; auch in Friedrich und in Goethe und in Stein haben diese Ströme gerauscht; in dem thüringischen Bauernkel und dem altmärkischen Edelmannssohn fand sie am selbstverständlichsten und ursprünglichsten, und die Stärke von Bismarcks Wesen schließt alle die braufenden Einzelquellen in majestätischer Einheit zweifelsfrei zusammen. Nur die Zerknirschtheit kann dieses Schauspiel wieder Willen verkleinernd und schwächend, als Zerknirschtheit schildern; der Klang seiner wirklichen Art ist Gesundheit, Größe und Naturgewalt.

Der ewige Heimatboden blickt durch alle Wellen dieses großen Ozeans hindurch; er war ein Deutscher, so, wie wir das deutschste am deutschen Wesen zusammenfassend und steigend preisen und in unseren Großen suchen und wiederfinden; ein Niederdeutscher im besondern. Aber wie hat ihn die Liebe und das Verständnis seiner oberdeutschen Volksgenossen ergriffen! Er war das alte Preußen gewesen und ist Preußen geblieben: in seinen letzten Jahren so deutlich wie je. Er war seit einem Menschenalter Deutscher geworden und blieb und war das erst recht, ein Bindeglied zwischen seinem alten Staate und allem neuen Deutschen, ein Symbol nun auch des neuen

Deutschlands und Deutschtums, das unter seinem Eintritte erstand. Staatsgesinnung und Wirklichkeitsgeist, das sahen wir, hatte er mitgebracht und das trieb er der Gegenwart und der Zukunft ins Blut. Auch das junge Deutschland, das ihm in Hamburg nahe war und das über die Meere hinausdrang in die weiteste Welt, empfand sich als Bismarcks gleiches. Das Stärkste in Bismarck blieb das Stärkste im neuen Deutschland: die auf das Handeln gerichtete, gesunde Kraft.

Sein irdisches Leben schritt, nach der letzten Höhe von 1895, langsam erlahmend durch die Jahre dahin, die ihm noch auferlegt waren zu leben. Seinen Kampf führte er weiter, und seine Bekanntgabe des Geheimnisses seiner russischen Politik und ihres Abbruchs durch seinen Nachfolger riß ihn im Herbst 1896 noch einmal tief in die Strudel hinein. Dann wurden Aufsätze und Ansprachen seltener und seltener. Seine Frau war tot; die Pflege seiner Tochter umhagte ihn; der Zufluß der Besucher mußte abgeändert werden. Altersleiden wurden im letzten Jahre schwerer und schwerer, am 30. Juli 1898 kam das Ende.

Bismarcks Ansichten über die Polen.

Aus Georg Ciesnow: Die Zukunft Polens. Bd. II.

Annin, der preussische Gesandte beim Vatikan, hatte einige Mitglieder des päpstlichen Hofes „für die Idee der Auswanderung des Papstes nach Deutschland gewonnen“, und „im November 1870 war der Erzbischof Ledochowski von Posen nach Versailles gekommen, um dem König eine Adresse seiner Kirchenprovinz zugunsten des Heiligen Vaters zu überreichen.“ Bismarck nahm sich der Adresse ganz ernsthaft an und trug nach einer Mitteilung von Busch dem König vor, er dürfe dem Papst die Bitte um ein Asyl in Deutschland nicht abschlagen, da er zehn Millionen katholischer Untertanen habe, die ihren Oberherrn geschützt sehen wollen.

Der Kanzler dachte daran, Köln oder Fulda als päpstliche Residenz in Vorschlag zu bringen. „Es wäre“, so führte er gelegentlich am 9. November 1870 bei Tisch aus, „eine unerhörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich und für uns recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschiene, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte... Wir hätten die Polen für uns. Die Opposition der Ultramontanen hörte auf in Belgien, in Bayern. Wallkirchträte auf die Seite der Regierung... Wenn nun auch eifrige Leute in Deutschland wieder katholisch würden, — ich werde's nicht —, so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.“ Dem konfessionellen Mißtrauen König Wilhelms setzte Bismarck das Argument entgegen, „daß die Anschauung der römischen Priesterherrschaft die Deutschen kurieren werde“. Im Geiste sah der Kanzler schon den Papst in Brühl bei Köln residieren: „Ein alter erzbischöflicher Sitz, eine berühmte Kathedrale, eine katholische Bevölkerung, ein sehr katholischer rheinischer Adel“, das alles sollte den Vorschlag als sehr ansprechend erscheinen lassen; „dazu sollten vorzugsweise katholische Regimenter die Garnison bilden.“ Daß der erwartete politische Nutzen sehr groß sein werde, war dem Minister zweifellos.

Der Großherzog von Baden, der von solchen Plänen nicht gern vernahm, hatte damals nach Lorenz den Eindruck, daß „der Kanzler noch immer sehr geneigt sei, die wohlwollendsten Gesinnungen für den päpstlichen Stuhl an den Tag zu legen“. Als Motive Bismarcks bezeichnet er die Rücksicht auf die innern deutschen Verhältnisse und die ultramontanen Parteien, besonders in Bayern, und die Hoffnung des Ministers auf entsprechende freundschaftliche Gegenleistungen von Seiten der römischen Kurie. Mit dem Hinweis auf diese Motive habe Bismarck auch den König „verhöflich und entgegenkommend“ zu stimmen verstanden; am 12. Dezember 1870 glaubte der Großherzog wahrnehmen zu können, der Monarch „sei jetzt sogar in Betreff der Konzilsbeschlüsse unbeforgter gestimmt gewesen, als es früher der Fall war: er meinte, dieselben würden für Preußen mit Ausnahme von Posen wenig Bedeutung erlangen“. Danach scheint also Bismarck den Gedanken an eine Ueberföhlung des Papstes nach Deutschland ganz ernsthaft in den Bereich des Möglichen gezogen zu haben! Man vergegenwärtige sich in diesem Zusammenhang die gespannten Beziehungen, die dauernd zwischen Rußland und den Päpsten bestanden, so wird man ermessen, wie tief die Entwicklung der Beziehungen der europäischen Mächte zueinander beeinflusst worden wäre, wenn Bismarcks Gedanken zur praktischen Durchführung gekommen wären.

Am 13. Februar 1871 äußerte Bismarck zu Versailles: „Ich hoffe es auch noch zum Vertrauensmann der katholischen Kirche zu bringen. Nichts kann törichter sein, als mich für einen Feind des römischen Stuhles zu halten. Für mich ist der Papst an erster Stelle eine politische Figur, und ich habe einen angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten. Ein Mann, der über die Gemüthen von zweihundert Millionen Menschen verfügt, ist für mich ein großer Monarch, und ich würde nicht das mindeste Bedenken tragen, geeignetenfalls in politischen Dingen auch die

Vermittlung und selbst auch den Schiedsspruch des Papstes zu prävozieren. Das soll me tangere ist für mich nur die europäische Machtstellung des vereinigten Deutschlands, welche verständigerweise als der wertvollste Edelstein in der päpstlichen Schatzkammer betrachtet werden sollte.“

Rißling meint, Bismarck habe eine übertriebene Vorstellung von der Macht des Papstes gehabt. „Er hatte auch schon durch Ledochowski den Papst darum ersuchen lassen, daß er die französischen Bischöfe instruiere, für einen baldigen Frieden mit Preußen zu wirken. Bei einer katholischen Nation, so dachte sich der Kanzler die Sache, müßte der „unfehlbar gewordene“ Papst kommandomäßig, in rein mechanischer Wirkungsweise durch das Inkrement der Bischöfe erreichen können, was er nur wollte. In der Bereitwilligkeit des Papstes, für den Friedensschluß sich zu bemühen, war um so weniger zu zweifeln, als Pius IX. bereits am 22. Juli 1870 sich erbötigen hatte, zwischen Preußen und Napoleon III. zu vermitteln.“ Bismarck überschätzte eben die Macht des Papstes derart, daß es vergebliche Mühe war, wenn der französische Gesandte am Berliner Hofe, Vicomte de Gontaut, dem der Kanzler 1874 diese seine Beschwerde über den französischen Episkopat auseinandersetzte, darzulegen versuchte, für päpstliche Mahnungen hinsichtlich politischer Fragen könne nicht aus der Unfehlbarkeit die Pflicht absoluten Gehorsams auf Seiten der Katholiken hergeleitet werden. Bismarck glaubte die Sache besser zu wissen und sagte, er müsse schließen. Gontaut „sei kein so guter Katholik, als er geglaubt habe.“

Darf man Bismarcks angebliche Ueberschätzung der päpstlichen Macht wirklich so zum Vorwurf machen, wie Rißling es tut, um später um so leichter beweisen zu können, daß der Reichsschmied mehr aus Haß oder dekorativen Motiven als aus sachlichen Motiven den Kulturkampf geführt habe? Noch dazu in einer Zeit, wo die mächtige Persönlichkeit eines Kardinal Manning wirkte? Gerade damals wurden von eifrigen Katholiken die Macht des Papstes und die Gründe für den Einfluß des Katholizismus erläutert, sodaß auch Bismarck sich Mannings Argumenten kaum entziehen konnte. Hören wir, was Francis de Pressensé, ein französischer Protestant, sagt: „Manning machte gern als Anlaß zu seiner Schöpfung (der Kongregation der Oblaten des Heiligen Karl), den unermesslichen Reichtum des Katholizismus geltend... er besaß Priestergemeinden, die zwischen der atomischen Abgeschlossenheit der Weltgeistlichen und den geschlossenen Ordensgesellschaften in der Mitte stehen, nämlich jene Kongregationen, welche gar kein Gelübde ablegen. Dieser verfüge endlich über den Weltgeistlichen, über den einfachen Priester; der aber bilde den Eckstein des ganzen Gebäudes, das wunderbarste Werkzeug der Propaganda, des sittlichen Einflusses und des kirchlichen Gehorsams. Welche Macht sei so unendlicher Mannigfaltigkeit!“ Victor de Marolles aber, ein katholischer Forscher, fügt hinzu: „Wer diese zutreffenden Bemerkungen liest, findet auch die außerordentliche Sorge der Todfeinde der Kirche leicht begreiflich, wenn sie mit allen Kräften diese wunderbare Organisation katholischer Macht vernichten wollten. Es mag ihnen manchmal eine Zeitlang gelingen, allein die Kirche Jesu Christi hat für sich die unvergänglichen Verheißungen und die Gewißheit des unendlichen Triumphes.“

Rißling fügt seinen oben wiedergegebenen Darlegungen hinzu: „Es liegen auch Andeutungen vor, daß Bismarck in der Furcht vor einer Einmischung der europäischen Mächte dem Papste eine noch weitergehende Vermittlerrolle in den Friedensverhandlungen mit Frankreich übertragen wollte.“ Daß Bismarck die Furcht tatsächlich hatte, ist bekannt. Wie berechtigt aber Bismarcks Argwohn war, mög auch noch das folgende Detail lehren: Während des Ministeriums de Broglie zeichnete sich besonders die politisch-klerikale Presse und darunter vornehmlich der „Eclair“ durch Korrespondenzen aus Petersburg, London, Rom, Madrid, Konstantinopel und Potsdam aus, die dadurch die Aufmerksamkeit der amtlichen Kreise erregten, daß sie wiederholt über streng geheim gehaltene diplomatische Vorgänge zu berichten wußten. Dem Grafen Bismarck waren die Korrespondenzen aus Potsdam besonders unangenehm, und er strengte eine eingehende Untersuchung an, die ihn zwar nicht zu dem gewünschten Erfolge führte, die aber den Ausgangspunkt zu dem viel später (im Jahre 1884) vor dem Reichsgericht verhandelten Prozesse gegen den Dichter Josef Ignac Raszewski wegen Verrates militärischer Geheimnisse bildete. Im Jahre 1899 hat die Redaktion des „Eclair“ dann den Schleier von den Potsdamer Korrespondenzen gelüftet, indem sie in ihrem Jubiläumswerk mitteilte, daß jene Korrespondenzen durch Ideons Kossilowski vorwiegend direkt aus dem französischen Ministerium des Äußern stammten.

Wenn Rißling heute schreibt: „Sehr schwer wird es, zu glauben, daß Bismarck die Gerichte von der Verschönerung der Katholiken gegen das Deutsche Reich, von denen er in seiner Presse so viel Abenteuerliches habe vernehmen lassen, für wahr gehalten habe“, so darf er noch lange nicht aus seinen eignen Zweifeln folgern, daß es sich dabei um eine Kriegslüge handle, „um dem Kampfe gegen Rom ein imponantes Relief zu geben.“ Diefem „seinem Bedürfnisse“ dienten auch die Auseinandersetzungen nicht, die er gelegentlich

dem Bischof von Rotteln vortrug. Auch diesem Kirchenfürsten erzählte er von seiner Befürchtung, daß seinem Werke von Rom her Gefahr drohe, daß von dort, wie von einem Mittelpunkt aus, eine einheitliche Leitung gegen das Deutsche Reich statfinde, und daß der erste und nächste Angriffspunkt in diesem Kampfe die preußisch-polnischen Länder seien. „Mich erschreckte damals“, so berichtet der Bischof, „dieser Wahn in dem Kopfe eines so einflußreichen und energischen Mannes, im Hinblick auf das Unheil, das möglicherweise aus einem solchen Phantastengebilde für Deutschland entstehen könnte.“

Angeichts der Offenherzigkeit des klerikalen Polenblattes sollten alle die Kritiker Bismarcks zurückhaltend sein, die den um die Sicherheit seiner jungen Schöpfung besorgten Staatsmann der Uebertreibung ziehen und zeihen.

Bismarck war es wirklich ernst mit seiner Furcht vor der Möglichkeit einer katholischen Koalition. Sie spielte auch in seinen Beziehungen zu Andrássy keine unwesentliche Rolle und wurde von den Ansichten des Generals Schwelbitz über die österreichischen Parteiverhältnisse gestützt. Der traute wohl den persönlichen Absichten Andrássys, aber er mißtraute den im Hintergrunde waltenden Nebenströmungen (gemeint sind die klerikalen), die alles aufboten, um einen Umschwung so wohl in der äußeren wie in der inneren Politik herbeizuführen; so kennzeichnet Wertheimer die Auffassung des deutschen Votschafters. Bismarck war aus dieser Ideenverbindung heraus auch von Andrássys Auffassung über die innere Politik Frankreichs durchaus nicht erbaut. Während er selbst nach dem Versagen der von ihm gewünschten Intervention der französischen Bischöfe zugunsten des Friedens im Jahre 1871, nur in einer Republik die den Frieden garantierende Staatsform für Frankreich erkannte, sah Andrássy — und ihm sekundierte sein Berliner Votschaster Károlyi, was Bismarck erst recht in seinem Mißtrauen gegen die österreichische Politik bestärkte —, sah es Andrássy „nicht ungern, daß in Frankreich (unter Thiers) eine Regierung bestand, die als letztes Ziel die Begründung des Königtums“ verfolgte. Bismarck „konnte sich die Herstellung des Königtums in Frankreich nicht anders vorstellen, als auf den Schultern jener Franzosen ruhend, die intime Beziehungen zur römischen Kurie unterhielten und mehr als jede andere französische Partei Deutschland feindlich gesinnt waren“, schreibt Wertheimer und fährt fort: „Immer schwebte Bismarck die Gefahr einer großen katholischen Allianz zwischen Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn vor Augen, die durch den Hinzutritt Rußlands so übermächtig werden könnte, daß ihr gegenüber jeder Widerstand von Seiten des Deutschen Reiches aussichtslos wäre.“ ... Bismarck zweifelte daran, daß eine klerikale französische Regierung mit Deutschland Frieden zu halten vermöchte, und mit Recht hat er die Möglichkeit eines russisch-französischen Bündnisses ins Auge gefaßt, angesichts der großen Beliebtheit, deren sich der französische Votschaster zu Petersburg, selbst ein eifriger Monarchist, sowohl beim Zaren Alexander dem Zweiten wie bei Gortschakow erfreute.

Wie berechtigt Bismarcks Argwohn war, ist bewiesen durch die Intrigen des Jahres 1877, in deren Mittelpunkt die römische Kurie stand und an der sich alle die Kreise beteiligten, die mit den durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Grundlagen unzufrieden waren.

Vergleicht man Bismarcks Aussprüche, Handlungen und Motive, wie seine gesamte politische Stellungnahme zu Rom mit der herausfordernden Haltung der Kurie Preußen gegenüber, mit ihrer geheimnisvollen Agitation gegen Deutschland und Rußland, so kann man die Polen nicht schelten, wenn sie die Gesamtlage unsicherer ansahen, als sie tatsächlich war und wenn sie daran Hoffnungen und Pläne knüpften, die keine Berechtigung hatten. Die Polen, die die Bedeutung des Einverständnisses zwischen Bismarck und Andrássy als Angelpunkt der europäischen Gesamtlage nicht ihrem vollen Werte nach in ihre Spekulationen einfügten, vergrößerten ihren Fehler, indem sie die Stärke des Papsttums als Rammbock gegen jene Freundschaft zu hoch bewerteten.

Zu allem Mitgeteilt trat dann noch im Laufe der Jahre die augenscheinliche Verschiedenheit der Mittel, deren sich Bismarck und Andrássy im Verkehr mit Rom bedienten und die auf tiefer gehende Meinungsverschiedenheiten, ja selbst auf Gegensätze hindeuteten, welche die Polen zu ihrem unpolitischen Handeln verleiten konnten. Andrássy verstand es stets, sich zurückzuhalten, wenn Rom in Frage kam; wogegen Bismarck, der sein junges Werk von allen Seiten bedroht sah, immer aktiv blieb und drängte, sei es im freundschaftlichen oder feindschaftlichen Sinne. So lehnte Andrássy höflich aber kühl ab, als Österreich um ein Asyl für den des Kirchenstaates verlustig gegangenen Papst angegangen wurde.

Während Bismarck sich im sogenannten Kulturkampf aufrieb und getragen von den liberalen Parteien, freilich in bester Absicht, den Jesuiten haß, eine tiefe Kluft in das deutsche Volk zu sprengen, blieb Andrássy kühl, wick jedem Kampf aus, unterließ alle Repressalien, und stellte selbst Angriffe auf die Person seines Monarchen eine erstaunliche Würstigkeit gegenüber. Die Polen folgerten aus dieser Haltung, daß doch ein Augenblick kommen würde, in dem Andrássy sich ihres Glaubens und ihrer selbst annehmen wollte.

Schon im Jahre 1872 mußte Andrássy durch den Votschaster Károlyi in Berlin sagen lassen, man solle doch endlich mit der Ansicht brechen, als könne Österreich-Ungarn „ein derart katholisch gehinderter Staat“ sein, daß er sich von seinem Grundcharakter nicht lösen und geneigt sein könnte, mit Frankreich eine katholische Liga zu bilden.“ In dieser Haltung der Regierung änderte zu des Papstes maßlosem Erstaunen auch die Androhung der Exkommunizierung gegen den Kaiser nichts; im Gegenteil, der österreichische Minister Graf Auersperg erklärte zwei Tage später — am 9. März 1874 — im Reichsrat, Österreich könne nie so weit heruntersinken, eine Unterbehörde Roms zu werden.

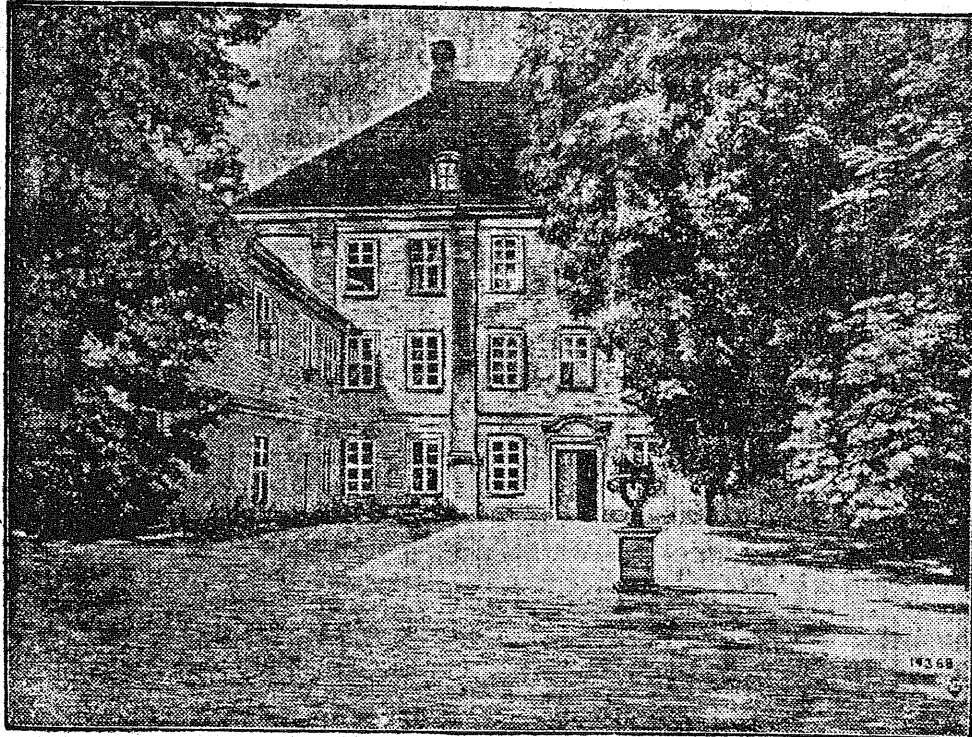
Bismarck genigte auch das nicht, und er ließ sich durch den Votschaster Grafen Stolberg eingehend berichten, wie es um die Stimmungen und Strömungen in Wien und Andrássys Kunst, ihnen standzuhalten, bestellt sei. Erst als das deutsch-österreichische Bündnis abgeschlossen ward, schwand auch das Mißtrauen, oder richtiger, verlor sein Mißtrauen den ungemeinlichen Charakter, den es bis zur Beseitigung der Orientkrise durch den Berliner Kongreß hatte.

Die Polen haben also durchaus nicht falsch beobachtet, wohl aber die Kräfteverhältnisse nicht richtig bewertet. Darum haben sie aus der ultramontanen Agitation auch nicht den geringsten Nutzen ziehen können. Die Agitation hat es im Gegenteil bewirkt, daß Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland neuen Boden zur Verteidigung gemeinsamer Interessen fanden. Bismarck ist nach seinem eignen Bekenntnis wesentlich wegen der Rückwirkungen der ultramontanen Propaganda auf die Polen in den Kulturkampf eingetreten.

Bilder aus Bismarcks Leben.

Daheim.

Daheim! Es ist, als ob Junker Otto sich an diesen Gedanken gar nicht erlätigen könnte. Immer wieder durchleuchtet er das Haus, den Garten, die Felder, die Ställe, immer wieder sucht er die Stätten seiner Spiele, die Gefährten seiner Kindertage auf. Daheim! Hier allein ist er ganz er selbst! Hier allein in seinem Elemente. Gewiß! Er hat es ja recht gut in Berlin bei seinem freundlichen Direktor Bonnell, und die vielbändige Weltgeschichte in des Direktors Arbeitszimmer bildet sogar eine ernste Anziehung für ihn.



Schloß Schönhausen in dem Bismarck geboren wurde.

Aber er ist nun einmal kein Stadtmensch, all die Prachtbauten der Hauptstadt sind ihm wenig neben dem schlichten Fachwerkbau des Kniephofer Herrenhauses; die Spree weckt in ihm nur wehmütige Erinnerungen an die heimatischen Fluten der Zempel, und zuweilen ergreift den Jungen ein solches Heimweh, daß ihm die Tränen ins Auge steigen, wenn er einmal bei der großen Stadt eine Pflugschar gehen sieht.

So ist und bleibt das Schönste an dem Berliner Aufenthalt immer der Abend, wenn er die Schnellpost besteigt, um die Nacht hindurch nach Stettin zu fahren. Dort findet er dann den ersten Gruß der Heimat: Kniephofer Pferde, die er jubelnd als alte Bekannte begrüßt. Und nun wird die Gegend bekannt und bekannt. So llo now, wo er übernachtet, ist seines Großvaters Geburtsstadt und seines Urgroßvaters Garnison. Hier ist auch schon Naugard; mit jeder Viertelstunde werden Wiesen und Büsche vertrauter, und endlich liegt das alte Herrenhaus vor ihm, und Junker Otto springt jubelnd den Eltern entgegen.

Sie halten ihn in den Armen, der joviale, kräftige Vater und die seine ästhetische Mutter, und freuen sich des blühenden Sohnes. Wohl können sie sich seiner freuen. Gesund an Leib und Seele blickt er aus blanken Augen fröhlich in die Welt, ein lebenswüchtiger Junge, der aber doch schon zeitig ein Gefühl für seine Würde und einen starken Willen bekundet. Die Mutter möchte gern einen Diplomaten aus ihm machen. Ob das wohl sein eigenes Ideal ist. Ob ihn sein Herz nicht eigentlich zum Vandleben zieht? Man sollte es glauben, wenn man die jubelnde Freude sieht, mit der Junker Otto das heimatische Kniephof genießt.

Jetzt steht er am Karpfenteich, sieht den spielenden Fischen zu und vergißt sich dabei wohl auch so sehr, daß er sich plötzlich im Wasser wiederfindet. Jetzt liegt er auf dem Rücken im Walde und blickt traumverloren durch die schwankenden Gipfel der Bäume in den blauen Himmel hinein. Jetzt badet er in lauchendem Wohlgefühl in dem frischen Wasser der Zempel. Nicht zu vergessen die Ställe! Für das Tier hat er von Kind auf eine große Liebe gezeigt; Hund und Pferd haben es von je besonders gut bei ihm gehabt, und so ist stets einer seiner ersten Gänge der zu diesen alten Spielgefährten.

Und doch ist es nicht die Natur allein, die ihn auf Kniephof anzieht. Zuweilen sitzt das kleine Bürschchen in der Bibliothek zwischen den riesigen Eichenregalen, einen alten Schmöcker auf den Knien, und liest und liest darin, mit heißen Wangen, daß er die Mittagskunde ganz vergißt und die Eltern in heller Sorge nach ihm suchen. Haben sie ihn dann gefunden, dann freut sich die Mutter heimlich des leisekeimenden Sohnes und sieht ihn im Geiste schon als Gesandten und Minister. Vor Junker Ottos geistigem Auge aber wachen und wogen Bilder aus Deutschlands großer und schwerer Vergangenheit, Bilder von Heldengröße und Ruhmeslaken, und sie vereinigen sich mit all den Empfindungen und Erinnerungen, die er aus dem heimatischen Boden einhaucht, zu einer leidenschaftlichen, tiefen, hingebungsvollen Liebe zum Vaterlande.

Achilleus.

Wenn die Mutter ihn sähe! Sie denkt, er sitzt zu Füßen des großen Juristen Hugo, schreibt eifrig seine Worte nach und füllt sich mit juristischer Weisheit bis zum Rande. Er aber läßt Kolleg Kolleg sein und sitzt hier zu Hause in seiner Göttinger „Bude“ im großgeblümten Schlafrock, die mächtige Pfeife im Munde, die Riesenfogge neben sich, und liest, von dichten Rauchwolken schier verhüllt.

Es ist alles groß an diesem jungen Studenten, Pfeife, Dogge, Tabaksqualm — und er selbst. Richtiges Gardemaß, und die Studenten folgten darum einem ganz natürlichen Gefühl, als sie den pommerischen Kommilitonen „Achilleus“ taufte. Freilich verdankt er diesen Namen wohl auch der guten Klinge, die er schlägt — 27 Messuren sieht er in Göttingen siegreich aus — und dem Selbstbewußtsein, mit dem er sich in allen Lebenslagen benimmt. Wie der junge Fuchs in den ersten Tagen seines Göttinger Aufenthalts vier

von Zeit zu Zeit seine blühenden blauen Augen zu dem Sprecher und seinen feierlichen Zuhörern erhebt. Er flößt ihnen Angst ein, dieser preußische Sunker. Unter seinem Vorgänger, dem schlichten bescheidenen Herrn v. Rochow, waren sie gewöhnt gewesen, in Österreich alles, in Preußen nichts zu sehen. Der weiße Rock war in der Mainstadt beliebt und respektiert, der blaue galt wenig. Jetzt aber — es war wunderbar, aber den neuen preußischen Gesandten konnte man schlechterdings nicht ignorieren und ironisieren. Mit welchem Stolz trug er sein Preußentum und seinen Preußenrock! Wie zwang er mit Wort und Blick die Widerwilligen zur Achtung, wie gewann er mit hinreißender Liebenswürdigkeit



Fürst Bismarck als eifähriger Knabe. (Nach einem Gemälde von Franz Krüger.)

die Schwankenden für sich! Und was das Schlimmste war: sie alle, vom Grafen Redberg, dem Vertreter Österreichs, bis zum Vertreter von Waldeck stützten, daß der Mann hoch über ihnen stehe, ja sich über sie und ihren „bundesstädtischen Pfif“ lustig mache. Was hätten sie wohl gesagt, diese selbstbewußten Halbgeister der deutschen Bundespolitik, wenn sie hätten lesen können, was der preußische Gesandte da soeben schrieb: „Schickt den Schulzen K. oder Herrn v. Parsky aus der Chaussee-Straße her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen!“

Hessen-Darmstadt spricht noch immer und Bismarck schreibt noch immer weiter. Er weiß aus Erfahrung, daß der langen Rede kurzer Sinn immer in wenigen Sätzen zusammenzufassen ist. Das ist es ja, was seine Kollegen so in Erstaunen setzt. Der Mann spricht so kurz, so ganz klar — so ganz un-diplomatisch. Wenn ein Diplomat ehrlich und geradeheraus seine Gedanken sagen soll, wo bleibt dann das ehrfame Handwerk? Und Bismarck ist geradezu von einer schreckenerregenden Ehrlichkeit. Seine Worte sind blank wie Säbelhiebe. In die bundesstädtische Salbaderei, in das höfliche Verhüllen und das hinterlistige Scharwenzeln, wie es im Palais Taris üblich ist, fahren seine Erklärungen wie Blitze hinein. Dann sitzen die Herren Gesandten mit offenem Munde da. Von den Gegenseiten zu sprechen, die sie ja alle kennen, Preußens Interessen offen gegen die Österreichs auszuspielen und ihre Berücksichtigung zu verlangen — nein, es geht gegen allen Frankfurter Brauch. Und in ihrer hilflosen Verlegenheit murmeln sie, für solche Erklärungen seien sie ohne Instruktionen und sie müßten um Vertagung bitten. Dann setzt der Preuße gleichgültig seinen wichtigen Namenszug unter den vollendeten Brief, packt seine Papiere zusammen und verläßt stolzen Schrittes unter freundlichem Gruße die verdutzten Herren Kollegen.

Wenn man noch sagen könnte, daß er unliebenswürdig oder unfreundlich sei! Aber im Gegenteil, er ist von einer geradezu bestrickenden Liebenswürdigkeit und sein Haus ist als das gastlichste in Frankfurt a. M. bekannt. Dort trifft man nicht nur die würdigen Herren aus der Eschenheimer Gasse, sondern auch Maler und Künstler. Es ließ sich im Hause Bismarcks leben, und er selbst war nie und



Bismarck als Gesandter beim Bundestag in Frankfurt a. M.

nirgends ein Spielverderber. Bald sah man ihn auf der Jagd, bald hoch zu Ross auf einem Spazierritt, bald bei gesellschaftlichen Vergnügungen, bald zur Fastnacht in der Mitte seiner Dienerschaft, der er nach heimischer Sitte ein Fest gab. Etwas, was in der Nebelatmosphäre des bundesrätlichen Frankfurt ganz unbekannt war, ging von diesem pommerischen Sunker aus: Leben, wirkliches lebendiges Leben, das den Anspruch und das Recht zur Betätigung in sich trug und vor vergilbten Murnien und schwankenden Nebelgestalten keine Angst und keinen Respekt empfand.

Nein, gar keinen Respekt. Unerhört ist es, mit welcher Gleichmütigkeit er Seiner R. R. Majestät Bundestagsgeandten betrachtet und behandelt. Ordentlich wie einen Gleichberechtigten! Hat er nicht den Mut gehabt, in feierlicher Bundestagsitzung sich die Zigarre zu erlauben, die bisher besagtem R. R. Geandten gewohnheitsgemäß allein zugestanden hatte? Hat er nicht dadurch allen Kollegen große politische und physische Beschwerden geschaffen, weil sie sich nun alle moralisch verpflichtet glaubten, ihre resp. Vaterländer rauchend zu vertreten? Hat er sich nicht sogar geweigert, den österreichischen Premier bei seiner Durchreise durch Frankfurt „zufällig“ zu besuchen und ihn ruhig zu sich kommen lassen? Was gab ihm nur den Mut zu solchen in dieser bis in die Knochen schwarz-gelben Stadt nicht erhörten Kühnheiten?

Den Mut gab ihm, daß er von niemandem etwas brauchte, und von niemandem etwas wollte. Ja, er fühlte sich wohl in dieser lebenslustigen Stadt und unter diesen Gegnern, mit denen er spielen konnte, wie die Kage mit der Maus. Aber wollte man ihn nicht frei nach seinem Ermessen handeln lassen, so zog er sich gern hinter die Kanonen von Schönhäusern zurück, kehrte er gern heim zur breiten,



Fürst Bismarck im Jahre 1870 in der Uniform der Halberstädter Kürassiere vor der Abreise ins Feld

wogenden Elbe und den gesegneten Fluren von Schönhäusern. Den Mut gab ihm, daß er gleich am ersten Tage erkannt hatte, daß er in Frankfurt „vorn Feinde“ stehe, auf dem Kampfplatz stehe, auf dem Preußens und Deutschlands Wiebergeburt errungen werden müsse. „Zu jung!“ hatte der Prinz von Preußen bedenkenlos gemeint, als er den neuen Bundestagsgeandten v. Bismarck gesehen hatte. Ja, jung, fühlte er sich freilich, wenn er auch in langgewohnter Hypochondrie ab und zu über die stehenden Jahre klagt; das Sünge, das Neue ist mit ihm auf die Welt statt getreten und legt lachend und übermütig den Erdbel von Jahrhunderten, der sich noch immer brauchbar dünkt, aus dem Reiche des Lebens hinweg.

Die Stunde der Entscheidung.

(20. September 1862).

In dem Arbeitszimmer des lieblichen Schlosses zu Babelsberg standen zwei stattliche Männer einander gegenüber, deren straffe Haltung die preußisch-soldatische Zucht verriet, deren Haupthaar schon den Keiß des Alters zeigte. Es war König Wilhelm und sein derzeitiger Geandter in Paris, der Wirkl. Geh. Rat v. Bismarck-Schönhausen. Beide waren tief ernst, doch sehr verschieden war ihre Stimmung in diesem Augenblicke. Der König war gebeugt, sorgen-



Fürst Bismarck.

schwer, trübe; Bismarck fest, sicher, kampfesfrisch und kampfesfröh. Einst in Frankfurt a. M. hatte der damalige Prinz von Preußen gefunden, daß der Herr v. Bismarck doch zu jung zum preußischen Geandten am Bundestage sei; heute sah der König seinen letzten, einzigen Ausweg aus dem schweren Kampfe mit seiner Volksvertretung in den Diensten des Mannes, dem er eben die schicksalschwere Frage vorlegte, ob er sein erster Minister, ob er der Atlas sein wolle, der die Militärorganisation auf starken Schultern halte und trage, einer Welt von Stürmen und Widersachern zum Troste.

Ob Bismarck wollte? Es war noch nicht lange her, daß er nach Paris verlegt worden war, und er hatte die Umzüge von Frankfurt nach Petersburg, von Petersburg an die Seine, hatte die langen Trennungen von Weib und Kindern gründlich satt. Auch fühlte er sich in Paris wohl; der Weltmann in ihm, der geistreiche Plauderer, der große Menschenkenner, der in seiner mächtigen Ueberlegenheit die klugen und selbstbewußten Französischen so sicher zu führen verstand, kamen da gut auf ihre Rechnung. Als aber in die majestätische Einsamkeit der Pyrenäen, in der er seine Erholung suchte, das Telegramm des getreuen Koon gedrungen war, der in Berlin Bismarcks Namen immer und immer wieder als den des Retters dem Könige wiederholte und jetzt dem Freunde meldete, es sei Zeit — da hatte er doch keinen Augenblick gezögert, dem Rufe zu folgen. Denn er fühlte seine gewaltige Kraft und wußte, was er leisten konnte. Und als ihn Koon auf der gemeinsamen Fahrt durch die ersten Ebenen der Mark besorgt gefragt hatte, ob er annehmen würde, da hatte er einfach geantwortet: „Ich mag mich nicht drücken!“

Und „Ja!“ antwortete er auch jetzt dem Könige; und so fest und hell, so schneidend und so schwerfällig klang dies Ja, daß es ein Echo in des Königs Brust hervorrief und neue Hoffnung in ihm erweckte. Schnell stellte er Bismarck Frage auf Frage. Die Heeresreorganisation? Sie soll und muß gerettet werden. Die Opposition? Muß überwunden werden. Der König griff hastig nach einem Schriftstücke, das neben ihm lag. Auf 16 Seiten waren da Konzeptionen aufgezeichnet, die der Monarch seiner besten Einsicht zuwenden zu machen bereit war. Aber „Nichts Halbes!“ klang es von Bismarcks Lippen; nichts von verschlechternden Zugeständnissen. Da richtet sich der König hoch auf, ein langer Blick in das Auge seines treuen Dieners — und zerrissen ist das Schriftstück.

Als der König mit Bismarck in den in allen Farben des Herbstes prangenden Park hinausritt, scheint er ein anderer, Jüngerer geworden zu sein. Hochaufgerichtet, rüstig und straff schreitet er daher, lebhaft bespricht er mit Bismarck all die Fragen, die jetzt zu behandeln sind, über die man sich verständigen muß. Und mit jeder Antwort wird sein Blick heller, seine Miene froher. Noch trägt er ein Dokument in der Hand, das Preußens und Deutschlands Geschichte von Grund aus verändern konnte: seine Abdankung zugunsten des Kronprinzen. Zentnerschwer moß das Papier noch vor einer Stunde in seiner Hand, leichter wird es ihm mit jeder Minute. Und schließlich — gerade schreiten die beiden über eine Brücke — zerreißt er mit schneller Bewegung die verhängnisvolle Urkunde und wirft sie fort. Bismarck aber

sammelt sorgsam die Reste auf und vertraut sie dem eisenden Wasser an.

Als die beiden voneinander schieden, haben sie sich für immer gefunden. Der König hatte Bismarck „aus Portepée gefaßt“ und der gebeugte Greis war wieder zum echten Preußenkönig geworden. Bismarck aber, der „Tunke“ von 1848, war preußischer Ministerpräsident. Die Zeit der Umzüge war vorüber, die Würfel waren geworfen.

In der Galerie des Glaces.

„Nun danket alle Gott . . .“

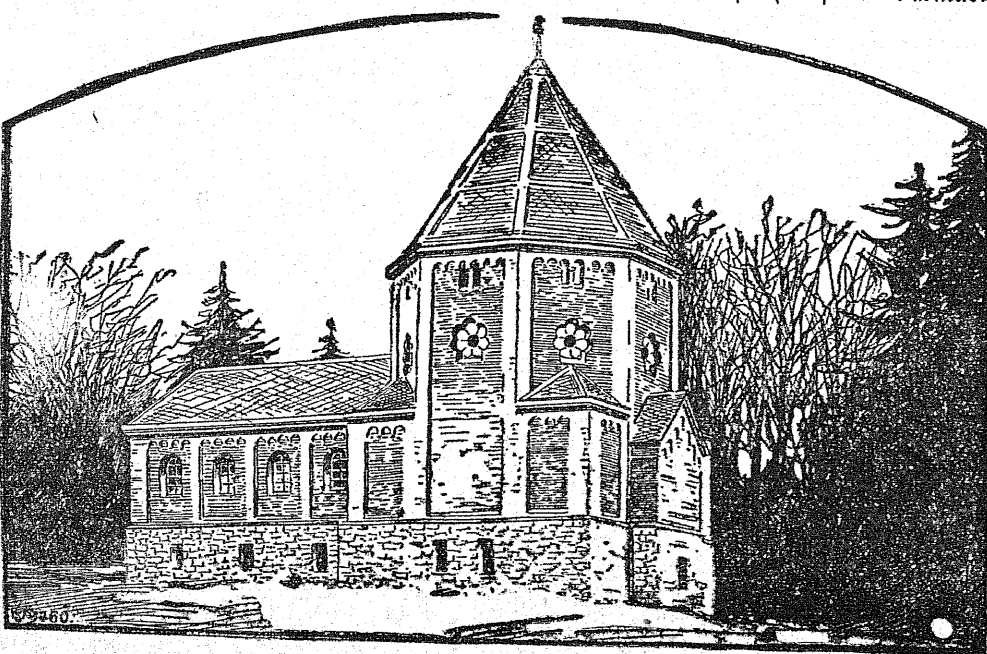
Mächtig braunte der alte treue deutsche Choral durch die prunkvolle Halle des französischen Königsschlusses, in der der sieges-trunkene Sonnenkönig „toutes les gloires de la France“ verherrlicht hatte. Fürsten und Fürstlinge, Generale und Diplomaten sangen ihn, und aus tiefstem Herzen sang ihn der Graf Bismarck mit, der rechts vor dem tiefbewegten greisen Könige — baldigem Kaiser — Stellung genommen hatte. Er war eben erst vom Krankenbette aufgestanden und noch zeigte die erschreckende Blässe seines Gesichtes die Spuren des Leidens. Aber hochaufgerichtet stand er dennoch da, eine Hand fest auf den Degenknopf gelegt, die mächtige Brust in den blauen Waffenrock der Magdeburger Kürassiere gehüllt („eigentlich hätte er den Koller anlegen müssen; der blaue Waffenrock war inkorrekt“, bemerkte später der Kaiser) und mit den Abzeichen der ihm am selben Tage verliehenen Generallieutenantswürde geschmückt. Das Orangeband des Schwarzen Adlers glänzte auf der Uniform, die seine steiften in hohen Reithiefeln. Von Zeit zu Zeit streifte sein Blick seinen königlichen Herrn, oft aber den in männlicher Schönheit prangenden Kronprinzen, den Erben der Krone, den Träger der Zukunft. Denn schon schweifte sein sorgender Geist wieder hinaus zu den Tagen, die dem jungen Reiche bevorstanden und zu den Gefahren, denen es zu stehen haben würde — — —

Bismarcks Lebenschronik.

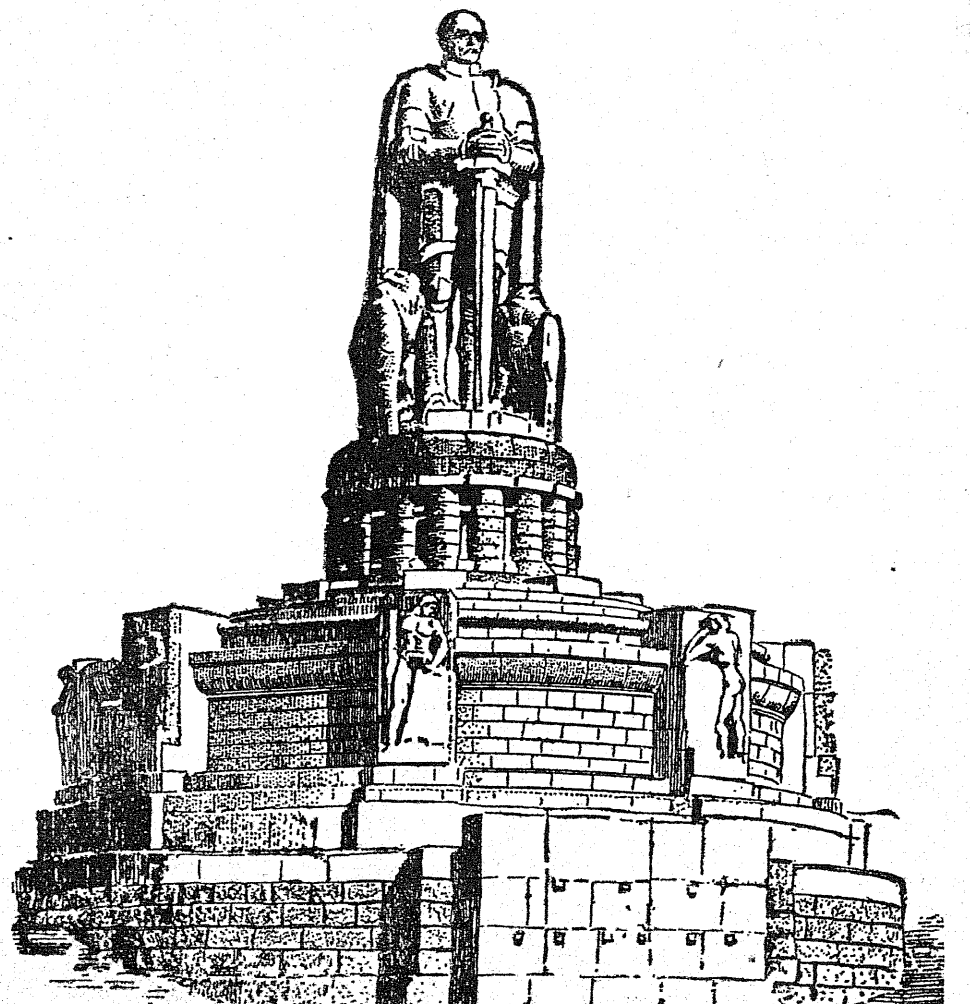
- | | |
|----------|---|
| 1815. | 1. April. Otto Eduard Leopold von Bismarck wird als viertes Kind des Rittmeisters a. D. Ferdinand von Bismarck zu Schönhäusern geboren. |
| 1821—27. | Schüler der Plamannschen Erziehungsanstalt in Berlin. |
| 1827—30. | Schüler des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin. |
| 1830—32. | Schüler des Gymnasiums zum „Grauen Kloster“ in Berlin. |
| 1832. | 14. April. Bismarck besteht das Abiturientenexamen. |
| 1835. | 20. Mai. Bismarck besteht das Auskultatorexamen. |
| 1836. | 4. Mai. Er wird bei der Regierung in Nachen angestellt. |
| 1837. | Herbst. Er wird nach Potsdam versetzt. |
| 1838. | 25. März. Er tritt als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam ein. |
| 1839. | 1. November. Bismarcks Mutter stirbt. Bismarck bewirtschaftet mit seinem Bruder Bernhard gemeinsam die väterlichen pommerschen Güter. |
| 1841. | Sommer. Die Brüder teilen sich in die Güter; Bismarck übernimmt allein Kniephof und Sarchelin. |
| 1842. | Bismarck rettet seinen Reitknecht vom Tode des Ertrinkens und erhält die Rettungsmedaille. |
| 1844. | Seine einzige Schwester Malwine heiratet seinen Jugendfreund Oskar von Arnim. |
| 1846. | März. Zum Reichshauptmann von Jerichow gewählt. |
| 1847. | 17. Mai. Bismarck im Preussischen Vereinigten Landtage. |
| 1847. | 28. Juli. Vermählung mit Johanna von Puttkammer. |

- | | |
|---------------|--|
| 1848. | April. Bismarck nimmt gegen die Dankadresse des Landtages an den König. |
| 21. August. | Geburt der Tochter Marie. |
| 1849. | 28. Dez. Geburt des Sohnes Herbert. |
| 1851. | 8. Mai. Bismarck wird zum Bundestagsgeandten in Frankfurt a. M. ernannt. |
| 1852. | 1. August. Geburt des Sohnes Wilhelm. |
| 1859. | 29. Januar. Bismarck wird zum außerordentlichen Geandten in St. Petersburg ernannt. |
| 1862. | 23. Mai. Außerord. Geandter in Paris. |
| 1862. | 24. September. Bismarck wird preussischer Staatsminister und interimistischer Vorsitzender des Staatsministeriums. |
| 1862. | 8. Oktober. Bismarck Ministerpräsident — Verfassungskonflikt. |
| 1863. | 24. Januar. Zirkulardepesche betreffend die Politik Oesterreich gegenüber. |
| 1865. | 15. September. Bismarck in den Grafenstand erhoben. |
| 1866. | 7. Mai. Attentat Blinds gegen Bismarck in Berlin. |
| 1866. | Konflikte zwischen Preußen u. Oesterreich. |
| 9. April. | Bismarck legt dem Bundestag den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments vor. |
| 10. Juni. | Grundzüge einer neuen Bundesverfassung. |
| 14. Juni. | Preußens Austritt aus dem Bunde. |
| 3. Juli. | Schlacht bei Königgrätz. |
| 23. August. | Friede zu Prag. |
| 1867. | Bismarck im Norddeutschen Reichstag. |
| 1870. | 15. Juli. Frankreichs Kriegserklärung; Mobilisierung. |
| 1870. | 31. Juli. König Wilhelm und Bismarck reisen zur Armee ab. |
| 1870. | 2. September. Bismarcks Zusammenkunft mit Napoleon in Donchery. |
| 1870. | Oktober. Bismarck bezieht Quartier in Versailles. |
| 1870. | November. Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten betreffend deren Eintritt in den Deutschen Bund. |
| 1871. | 18. Januar. Kaiserkrönung in Versailles; Bismarck deutscher Reichskanzler. |
| 1871. | 28. Januar. Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Bismarck und Jules Favre. |
| 1871. | 26. Februar. Friedenspräliminarien zu Versailles unterzeichnet. |
| 1871. | 21. März. Bismarck in den Fürstenstand erhoben. |
| 1871. | 10. Mai. Unterzeichnung des Friedens zu Frankfurt a. M. |
| 1874. | 13. Juni. Rullmanns Attentat auf Bismarck in Kissingen. |
| 1878. | 13. Juli. Berliner Kongreß unter Bismarcks Vorsitz. |
| 1879. | Bismarcks neue Zoll- und Wirtschaftspolitik. |
| 1883. | Begründung des Dreibundes. |
| 1884. | Beginn der Kolonialpolitik. Erwerbung von Kolonien. |
| 1885. | 1. April. Feler des 70. Geburtstages. |
| 4. Juni. | 50jähriges Dienstjubiläum. |
| 1888. | 6. Februar. Bismarcks Reichstagsrede: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“ |
| 1888. | 9. März. Bismarck teilt dem Reichstag den Tod Kaiser Wilhelms mit. |
| 1888. | 14. Juni. Bismarck am Sterbelager Kaiser Friedrichs. |
| 1888. | 25. Juni. Bismarck vor Kaiser Wilhelm II. bei Eröffnung des Reichstages. |
| 1890. | 20. März. Bismarcks Abschiedsgesuch bewilligt. |
| 29. März. | Abreise nach Friedrichsruh. |
| 1894. | 26. Januar. Fürst Bismarck von Kaiser Wilhelm in Berlin empfangen. |
| 27. November. | Tod der Fürstin Bismarck. |
| 1895. | 1. April. 80. Geburtstag von ganz Deutschland gefeiert. |
| 1898. | 30. Juli. Tod Bismarcks. |
| 1899. | 16. März. Beisetzung der irdischen Reste Bismarcks im Mausoleum im Park zu Friedrichsruh. |

O. K.



Das Bismarckmausoleum in Friedrichsruh.



Bismarckdenkmal von Lederer in Hamburg.